THEOLOGICAL SEMINARY

Der deutsche Gewissenskampf gegen den Vatikanismus.

Von

Konstantin Schlottmann.

Aus dessen Erasmus Redivivus Kap. 2
ins Deutsche übersetzt
von
A. J. J. Jacobi,
Prediger.

Mit einem Vorwort des Verfassers.

Denn nicht vermögen wir etwas wider die Wahrheit sondern für die Wahrheit.
2. Kor. 13, 8.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1882.

BX1536
.S344

3.29.09

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

Division BX1536

Section S344

LIBRARY OF PRINCETON
MAR 29 1909
THEOLOGICAL SEMINARY

Der

deutsche Gewissenskampf

gegen den Vatikanismus.

Von

Konstantin Schlottmann.

Aus dessen Erasmus Redivivus Kap. 2
ins Deutsche übersetzt
von

A. J. J. Jacobi,
Prediger.

Mit einem Vorwort des Verfassers.

Denn nicht vermögen wir etwas wider die Wahrheit sondern für die Wahrheit.
2. Kor. 13, 8.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1882.

Vorwort.

Bekanntlich werden in deutschen Universitätsschriften mitunter von größern wissenschaftlichen Werken zunächst einzelne Abschnitte veröffentlicht, die auf diese Weise nicht in den Buchhandel, sondern nur an gewisse Universitäts- und Gymnasial-Bibliotheken und an einzelne Staatsbeamte und Gelehrte gelangen. Von letzteren erhält der Verfasser dann zuweilen Mitteilungen, die ihm für die Fortsetzung seiner Arbeit nützlich sein können. Einer solchen dankenswerten Förderung erfreute sich auch der Unterzeichnete, als er in dem Osterprogramm der Universität Halle-Wittenberg für die Jahre 1879 bis 81 die ersten fünf Kapitel eines größeren Werkes, „Erasmus redivivus", in lateinischer Sprache veröffentlicht hatte. Erst nachträglich wurde am 11. und 15. März 1882 jenes dreifache Programm im preußischen Abgeordnetenhause, und zwar von Seiten der Centrumspartei, Gegenstand der allerheftigsten Angriffe. Das zweite jener fünf Kapitel, gegen welches diese Angriffe sich fast ausschließlich richteten, erscheint hiermit in deutscher Übersetzung unter einem Titel, dessen Berechtigung sich aus dem Nachfolgenden ergeben wird.

In einer Beziehung leistete damals das Centrum etwas Außerordentliches: es brachte zustande, was bis dahin trotz des alten Spruches noch nicht dagewesen war. Seine drei Wortführer machten ihren Parteigenossen das Vergnügen, daß sie in den Berichten über die Verhandlungen eines deutschen Parlaments ausführliche Reden lesen konnten, die vollkommen für die Beratungen der römischen Index-Congregation geeignet waren. Der erste unter ihnen, der als Sturmläufer vorangeschickt wurde, gehörte unverkennbar, hierin abweichend von seinen Mitstreitern, den Herren Windthorst und Majunke, zu den einst in friedlicheren Tagen harmlosen Naturen, bei denen lediglich durch die „Umwälzung" des Vatikanismus „die Milch der frommen Denkart in glühend Drachengift verwandelt" worden war. Man kann ihm wie dem schwärmerischen Ritter de la Mancha, eine gewisse Sympathie nicht versagen. Er glaubte, was Ursprung und Art der gegenwärtigen Kämpfe betrifft, an manche Märchen seiner Parteiblätter ebenso ehrlich, wie jener an die Geschichtlichkeit seiner Ritterromane. Er meinte in allem Ernst durch eine mutige That Gott einen Dienst zu thun, wie jener, der gegen eine Windmühle, als gegen einen Gott feindlichen Riesen, mit wuchtigen Stößen anrannte. Er überschüttete dabei voll Feuereifers in einem dreiviertelstündigen Vortrage das trotz einiger Unruhe geduldige Abgeordnetenhaus mit einer solchen Flut von Citaten, daß der noch geduldigere Herr Präsident ihn am Ende mit dem eine allgemeine Heiterkeit erregenden Zuruf unterbrach: „Herr Abgeordneter Freiherr v. Fürth! ich kann es doch aber nicht

gestatten, daß Sie lateinische Bücher in dieser Ausführlichkeit vorlesen!"

Was aber dennoch den Gelehrten des Centrums gänzlich mißglückte, war der Versuch, eine auf sorgfältige Feststellung und gerechte Beurteilung von Thatsachen gerichtete Schrift als ein bösliches Pamphlet, als eine bloße Schmähschrift gegen die katholische Kirche zu kennzeichnen. Weder die falsche Beleuchtung einzelner aus dem Zusammenhange gerissener Stellen, noch die unter dem Schutz parlamentarischer Redefreiheit hinzugefügten groben Injurien gegen den Verfasser konnten diesem bei Einsichtigen schaden. Die zum Teil hochkomische Unwissenheit, mit welcher diese kecke Polemik unternommen wurde, dürfte durch verschiedene Artikel der konservativen wie der liberalen Presse genügend aufgedeckt sein, obgleich ich selbst, falls etwa die Gegner und ihre welsche Germania andrer Meinung sein sollten, bei einiger Muße dazu noch reichliche Ergänzungen zu liefern vermöchte. Insbesondere hat die noch im März energisch für mich eintretende kleine, aber inhaltsreiche und geistvolle Broschüre des Kirchenhistorikers Professor Jacobi eine weite Verbreitung gefunden, und zwar, da sie schon nach 8 Tagen vergriffen war, auch in einer „zweiten verschärften Auflage." Der Verfasser dieser „Verteidigungsschrift" hat zugleich, da Herr Windthorst unsere theologische Fakultät provociert hatte, als Senior derselben und, wie ich hinzufügen darf, im Sinne aller ihrer Mitglieder, das Wort genommen. Er hat dabei nicht vergessen, daß die beste Verteidigung darin besteht, die Gegner in ihrer eignen Position aufzusuchen und zu schlagen. Er hat

dies mit so schneidigen Waffen gethan, daß bis jetzt nichts darauf erwidert worden ist und sicher auch in Zukunft nichts darauf wird erwidert werden, was vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes und des sittlichen Urteils bestehen könnte. Darnach würde ich ruhig die vom Centrum in Aussicht gestellte „wissenschaftliche“ Gegenschrift abgewartet haben, hätte nicht ein besondrer Umstand die Abfassung der gegenwärtigen Zeilen veranlaßt.

Ich wählte für meine Schrift die lateinische Form, weil ich so viel als möglich Erasmus selbst redend einführen wollte und weil ich dabei an einen Kreis von solchen Lesern dachte, welchen daran läge, die als charakteristisch sorgfältig ausgewählten Worte des großen Humanisten und Theologen in derselben Latinität zu vernehmen, die er mit einer in keiner Übersetzung ganz wiederzugebenden Genialität handhabte. In dem Plane meines Werkes, den ich im ersten Kapitel dargelegt und hier nicht weiter zu besprechen habe, war es begründet, im zweiten Kapitel den kirchlichen Kampf der Gegenwart in großen Umrissen vorzuführen, um von da auf die Vergangenheit zurückzugehen, in welcher er seine Wurzeln hat. Auch nachdem gerade diesen Abschnitt die bezeichneten öffentlichen Angriffe getroffen, wäre mir selbst nicht in den Sinn gekommen, ihn ins Deutsche zu übersetzen. Nun hatte aber solchen Gedanken rein von sich aus ein teurer junger Freund und früherer Zuhörer, Herr Prediger Jacobi in Magdeburg, gefaßt und ausgeführt. Er fragte bei mir an, ob ich nach den erwähnten Verhandlungen im Abgeordneten-

hause die Herausgabe seiner Übersetzung für angemessen halte und eine Vorrede dazu schreiben wolle. Und da konnte ich sofort nicht anders als bejahend antworten.

Zwar erklärte sich der Übersetzer ausdrücklich bereit, seine Arbeit eventuell als bloße Studie bei Seite zu legen. Aber die angewandte Sorgfalt und die Formgewandtheit, mit welcher den teilweise sehr frei und doch entsprechend reproducierten Gedanken ein frischer und selbständiger deutscher Ausdruck gegeben war, machten eine Veröffentlichung höchst wünschenswert, wenn dafür irgendwelche sachliche Gründe vorhanden waren. Und an solchen fehlte es nicht. Wohl war der betreffende Abschnitt darauf berechnet, in dem Zusammenhange eines größeren Ganzen zu wirken und beurteilt zu werden, wie denn sein Schluß unmittelbar auf die folgenden Kapitel überleitet. Da indes das Centrum ihn nicht bloß aus jenem Zusammenhange herausgerissen, sondern auch von ihm selbst durch Vorweisung zerstückelter Glieder ein abstoßendes Zerrbild zu Wege zu bringen gesucht hat, so erscheint es als billig, vorläufig wenigstens diesen Abschnitt denen zugänglich zu machen, welche sich für die Sache interessieren und doch das lateinische Original, wie sich deshalb viele vergebens an mich wandten, nicht erlangen konnten. Da die Seitenzahlen des letzteren von Herrn v. Fürth bei seinen Citaten gewissenhaft angegeben sind, so wurden dieselben zur bequemeren Vergleichung auch der Übersetzung am Rande beigefügt. Nicht als ob ich meinte, daß jemand sich die überflüssige Mühe geben werde, alle jene Citate

nachzuschlagen, aber in einem oder dem andern Falle kann vielleicht manchen eine berechtigte Neugier dazu reizen. Sind doch die betreffenden Parlamentsreden ein kirchenpolitisches und psychologisches Curiosum, welches denn auch manche Blätter hie und da im einzelnen genauer zu prüfen nicht verschmäht haben.

Dazu kommt etwas andres Wichtigeres. Das mit besondrer Energie von Loyola und seinen Nachfolgern vertretene System der absoluten und unfehlbaren Papstgewalt, welches als Romanismus, Kurialismus, Papismus öffentlich zu bekämpfen in der römisch-katholischen Kirche bis zum 18. Juli 1870 principiell gestattet war, erlangte durch das Vatikanum die officielle Alleinherrschaft und heißt seitdem mit Recht Vatikanismus. Daß dies System sich ganz besonders auf eine im schlimmsten Sinne legendenhafte, zum guten Teil absichtlich gefälschte Geschichte des kirchlichen Altertums stützte, war auch durch gut katholische Theologen längst nachgewiesen. Wie aber durch dasselbe System auch das, was wir selbst erlebt haben, die Geschichte unserer eigenen Gegenwart, durch bewußte und unbewußte Fälschung in eine Legende schlimmster Art verwandelt worden ist, welcher am Ende selbst manche Protestanten Glauben zu schenken anfingen — das hat man recht handgreiflich erst in den letzten Jahren aus den Verhandlungen unserer Parlamente abnehmen können. Nun verstieg sich die Schwärmerei des Centrums für jene Legende gar bis dahin, daß es meinte einen evangelischen Theologen, welcher derselben die offenkundigen oder urkundlich bezeugten Thatsachen entgegengestellt hatte, mundtot machen zu

können, und zwar mit Hilfe einer Regierung, die Gott sei Dank! bei aller der katholischen Kirche mehrfach erwiesenen, mehr als einmal auch von Päpsten dankbar bezeugten Großherzigkeit, ihren eigenen weltgeschichtlich als evangelisch gegebenen Charakter noch immer festhält. Ein kurzes Kompendium der Geschichte des durch die vatikanischen Dekrete angefachten kirchenpolitischen Kampfes, das in den Anhängern der Legende einen so hochgradigen Verdruß hervorrief, schien doch in der That, nachdem jene es einmal aus seiner lateinischen Verborgenheit aufgestört hatten, nicht unwert zu sein, in dem dargebotenen stattlichen deutschen Gewande vor die Öffentlichkeit zu treten.

Daß ich aber alsdann mich auch entschloß, der Aufforderung des Übersetzers gemäß die Vorrede zu schreiben und ihn nicht, wie mir dies sonst am nächsten lag, ersuchte, sie selber abzufassen, dazu bestimmte mich der Wunsch das zu thun, was ein andrer ganz in meinem Sinne kaum thun konnte: nämlich der Isolierung des aus dem größern Ganzen herausgenommenen Teiles durch einige einleitende Bemerkungen einigermaßen nachzuhelfen. Nicht daß ich den Inhalt des ganzen Erasmus redivivus übersichtlich zu entwickeln beabsichtigte: nur einigen in jenem Werke ausgeprägten Grundgedanken möchte ich hier Ausdruck geben. Den schneidenden Eindruck der traurigen geschichtlichen Wahrheit kann und will ich damit nicht beseitigen, aber ich hoffe doch auch den überzeugten oder halbüberzeugten oder erzwungenen Infallibilisten, sofern noch ein Sinn für ein offenes ehrliches Wort bei ihnen ist, zeigen zu können, daß

meine Absicht nicht war zu verletzen, sondern auf die wahrhaft katholische Wahrheit, die auch für Luther bis an sein Ende mit der christlichen Wahrheit identisch war, als auf das einzige Heilmittel tiefer Schäden des römischen wie des protestantischen Christentums hinzuweisen. Meine Gegner mögen mich widerlegen, wenn sie können, aber sie mögen meine zuerst Worte aufmerksam vernehmen und prüfen.

Daß der letzte Zweck meines größeren Werkes ein irenischer ist, wurde auch in jener parlamentarischen Debatte nicht unerwähnt gelassen. Ich habe gleich in der Einleitung die Leibnitzischen Unionsbestrebungen einläßlich besprochen und in ihnen die verfehlte Form von dem idealen Gehalt unterschieden. Der große Philosoph betrachtete als Bedingung der Wiedervereinigung eine gründliche Reform der römischen Kirche und ein ausdrückliches Aufgeben der päpstlichen Unfehlbarkeit, welche damals eine von der Kurie freilich längst begünstigte Parteimeinung war. Eben diese betrachtete Erasmus als mönchische Stupidität, wie sie denn vorzugsweise durch Hochstraten, Pfefferkorn und ähnliche obscuri viri vertreten wurde. Er bezeichnete als die gefährlichsten Feinde des römischen Primats diejenigen, welche dessen Rechte und Gewalten der heiligen Schrift und der ältesten Tradition zutrotz maßlos übertrieben und dabei ihre Behauptungen auf Fälschungen der Welt- und Kirchengeschichte gründeten, wie gerade er sie schon mehrfach erkannt hatte. Er wies darauf hin, daß Rom nur dann das Centrum der ganzen abendländischen Christenheit werde bleiben können, wenn es in eine all-

mähliche, friedliche aber gründliche Reform willigte, wie sie dem tiefsten Sehnen der Völker nach dem lautern Evangelium entspräche — eine Reform, für welche er eben so wenig als Leibnitz die tridentinischen Dekrete als hinreichend würde anerkannt haben. Diejenigen, welche in ähnlichem Sinn und Geist zu unserer Zeit, besonders in Deutschland, eine ähnliche Reform der römischen Kurie und Kirche erstreben und hoffen, sind nicht die Nachahmer, aber wohl die Nachfolger des Erasmus. Und nur wenn diese, trotz des Vatikanums, in der römisch-katholischen Kirche wieder zu ihrem Recht gelangen, ist ein sittlich berechtigter Fortbestand der römisch-katholischen Kirche und damit die Hoffnung einer Wiedervereinigung der Getrennten möglich. Nicht die schönfärberischen Lobredner jener Kirche sind deren wahre Freunde, auch nicht die, welche den Gehorsam gegen deren neueste Dogmen, ohne selber aufrichtig daran zu glauben, als willkommenen Hebel für politische Zwecke benutzen, sondern die ernsten Mahner und Warner, welche ihr den Abgrund zeigen, an dessen Rand jene falschen Freunde sie geführt haben. Es gilt auch hier der Salomonische Spruch, daß die Schläge des wahren Freundes besser als die Küsse des falschen sind.

Aus der Art, in der ich dies alles in meiner Schrift geltend gemacht habe, ist auch in einem Leitartikel der Weser-Zeitung vom 13. April, überschrieben „Der Ultramontanismus und die evangelische Kirche", der Schluß gezogen, daß ich „nicht durch Feindschaft gegen den Katholicismus als solchen, sondern durch ein warmes Interesse für die gesunde und die Hoffnungen

der Zukunft wahrende Entwickelung auch der römischen Kirche geleitet sein müsse; dieser Gesinnung sei von mir zu verschiedenen Malen sehr warmer Ausdruck geliehen, sie sei aber, was mehr sagen wolle, auch überall zwischen den Zeilen herauszulesen." Ganz besonders hat es mich gefreut, daß der geschichtskundige Verfasser dabei nicht nur meiner Auffassung des Erasmus und der ihm verwandten heutigen katholischen Richtung, sondern auch meinem irenischen Grundgedanken ausdrücklich zugestimmt hat. Er sagt: „Die Fortdauer einer solchen reformfreundlichen Strömung im Schoße der römischen Kirche ist gewissermaßen die Vorbedingung für eine dereinstige Wiedervereinigung der gesamten Christenheit, eine Wiedervereinigung, die vielleicht noch in endloser Ferne liegt, die man aber als künftiges Ergebnis oder als ideales Ziel der historischen Entwickelung doch ebensowohl vom religiösen als vom geschichtsphilosophischen Standpunkt festhalten muß. Möglich freilich, daß am Ende doch diejenigen Recht behalten, welche glauben, daß eben diese Einheit des Geistes erst dann ohne Verkümmerung der Freiheit gewonnen werden könne, wenn das Papsttum völlig zertrümmert sei. Eine solche pessimistische Anschauung kann gewiß zu ihren Gunsten manches anführen; sie kann sich ganz besonders auf das Wachstum des jesuitischen Einflusses und auf die verhängnisvolle Bedeutung des Unfehlbarkeitsdogmas berufen. Aber eben daraus ergiebt sich dann auch wieder die richtige Wertschätzung der Anstrengungen, welche von katholischen Männern gemacht werden, um diese verderblichen Erscheinungen zu bekämpfen."

In der That verdienen die Altkatholiken, mögen wir auch dies und jenes an ihnen auszusetzen haben, unsere allerwärmste Teilnahme. Es ist dieselbe Macht der christlichen Wahrheit, welche jene Männer und welche einst unsere Väter, auch diese wie jene nicht ohne schwere innere Kämpfe, von der römischen Kurie geschieden hat. Luther machte Ernst mit dem, was zu unserer Zeit gewisse deutsche Bischöfe in Rom aussprachen, dann aber wie ein leeres Gerede hinter sich ließen und zu vergessen suchten: „Lieber sterben, als in das willigen, was wider das Gewissen ist!" Demgemäß vor Kaiser und Reich zu handeln ging er nach Worms, obgleich Freunde und Feinde ihn durch den Hinweis darauf zurückzuhalten suchten, daß ihn dort, wie einst Huß zu Kostnitz, trotz des kaiserlichen Geleits, der Feuertod erwarte. Daß Luther, mit starkem Glauben und christlichem Heldenmut solcher Gefahren spottend, einen großen Teil Deutschlands und Europas von der römischen Knechtschaft losriß, das hat auch für die Altkatholiken die Möglichkeit herbeigeführt, heutzutage ohne solche Gefahren ihrem Gewissen treu zu bleiben und dem inzwischen gesteigerten päpstlichen Absolutismus zu trotzen. Wohl ihnen, daß sie auch so, indem sie mit aufrichtiger Anhänglichkeit in der römisch-katholischen Kirche zu verharren und gegen den Strom zu schwimmen unternahmen, mancherlei Unbill, Plackereien, Verleumdungen zu erdulden und mancherlei Opfer zu bringen hatten. Es wäre schlimm gewesen, wenn die unter dem Einfluß evangelischer Bildung stehenden Staaten sie nicht bloß in ihren bürgerlichen Rechten geschützt, sondern ihnen auch die Wege zu einer kirchlich-

katholischen Reform so eben und bequem gemacht hätten, wie einsichtslose Genossen und Freunde es begehrten. Jetzt können sie die Verheißung erlangen, welche in christlichen Dingen nur denen gilt, die die Anfechtung erdulden. Sie können bei sich selber Weizen und Spreu sich sondern lassen. Sie können durch die Unerschütterlichkeit der innern Treue, von welcher ihre Bewegung ausgegangen ist, durch Geduld, Sanftmut, fröhliche Hoffnung auch in schwerer Zeit, sich als solche bewähren, denen das prophetische Wort gilt: Ihr sollt die Tage des kleinen Anfangs nicht verachten.

Ja gewiß, ein solcher neuer, kleiner, aber nicht zukunftsloser Anfang ist der Altkatholicismus. Das werden aufrichtige evangelische Christen desto gründlicher erkennen und anerkennen, je mehr sie Gelegenheit gehabt haben, den römischen Katholicismus in seinen Licht- und Schattenseiten schon vor 1870 durch eigne Anschauung kennen zu lernen und mit aufrichtigen, edeln, geistvollen Vertretern desselben in Berührung zu kommen. Mir selbst ist dies seit geraumer Zeit wiederholt vergönnt gewesen und zwar an sehr verschiedenen Orten: in Münster, am Rhein, in München, in der Schweiz, in Rom, im Orient. Ich habe nicht nur die Freude gehabt, mich mit hoch achtungswerten Katholiken durch die gleichen christlichen Grundüberzeugungen verbunden zu fühlen, sondern ich hörte auch mehrere von ihnen anerkennen, daß bei uns in Deutschland Katholicismus und Protestantismus sich einander in manchen Beziehungen ergänzen. Beide, so urteilten sie demnach, hätten allen Grund, sich einander

gegenseitig eine gesunde lebenskräftige Entwickelung zu wünschen, damit einst, wenn es in Gottes Ratschluß liege, die Wiedervereinigung beiden zu um so größerem Heil gereiche. Auch fehlte bei jenen das Zugeständnis nicht, welches Döllinger 1861 in seiner Schrift „Kirche und Kirchen" uns machte, daß es für die Römisch-Katholischen Pflicht sei, da wo sich ihrer Kirche der Rost der Entartung und des Aberglaubens anhänge, die Mahnungen auch der Protestanten zu beachten. Aber wie viel unumwundener, lebendiger, herzlicher sind alle solche Anerkennungen seit 1870 bei den Altkatholiken geworden! Döllinger selbst, ob er gleich schon 1861 ungleich gerechter über Luther und Protestantismus urteilte als früher, wie viel gerechter noch und anerkennender ist er doch seitdem in der Schule des Lebens und im fortgesetzten treuen Suchen nach Wahrheit geworden! Ihn habe ich persönlich nicht kennen lernen, aber wohl eine ganze Anzahl trefflicher deutscher Männer, die einen ähnlichen Weg hinter sich haben — unter ihnen solche, die hervorragen durch Geist und Gelehrsamkeit, aber auch schlichte einfache Männer aus dem Volke. Und wenn ich sie in ihrer Gesamtheit mir vergegenwärtige, so habe ich den sichern Eindruck von der Macht des christlichen Gewissens, die sie in den Kampf hineingetrieben hat — in den Kampf nicht gegen die katholische Kirche, die ein Gegenstand des alten christlichen Glaubens ist, sondern gegen das durch die letzten Siege der Jesuiten aufs neue gesteigerte Verderben der römischen Kurie und Kirche, das mit Recht der Vatikanismus heißt.

Wenn manche evangelische Christen meinten, die einzig richtige Konsequenz dieser ganzen Bewegung sei der Übertritt zum Protestantismus, so konnten ihnen die Altkatholiken, wie ich dies im ersten Kapitel meiner Schrift gezeigt habe, antworten: „Zu welcher eurer Gemeinschaften und Parteiungen sollen wir übertreten? Traget ihr zunächst Sorge, wie ihr eure inneren Streitigkeiten beilegt und in eurer Kirche die Einheit im Notwendigen herstellt: dann wollen wir sehen, wie wir uns mit euch vereinigen. Bis dahin werden wir unter Gottes Beistande dahin zu wirken suchen, daß in derjenigen Kirche, welche wir noch immer ganz als die unsrige betrachten, eine Reform allmählich durchdringe." Die, welche aufrichtig so denken, müssen wir ebensowohl als christliche Brüder hochhalten, wie diejenigen, welche nach gleich aufrichtiger Überzeugung, weil sie an der Heilbarkeit der römischen Kurie und Kirche verzweifeln, sich ähnlich wie unlängst ein Fürstbischof von Breslau, der von Friedrich Wilhelm IV. hoch geschätzte Leopold von Sedlnitzky, unserer evangelischen Gemeinschaft anschließen, um deren Güter und Kämpfe zu teilen.

Ich habe dabei zugleich ohne Rückhalt darauf hingewiesen, daß auch unsere evangelische Kirche ihre Schäden hat, auf die wir auch von römisch-katholischer Seite aufmerksam gemacht zu werden uns nicht sträuben dürfen. Wenn Döllinger jetzt milder und gerechter über unsere Zustände urteilt als in der erwähnten Schrift, so haben wir doch auch seine schärfsten damaligen Äußerungen darauf anzusehen, ob nicht etwas Wahres darin ent-

halten ist. Luther hielt an dem Gedanken der katholischen d. h. der allgemeinen Kirche fest; Melanchthon erklärte von ihr durch das Unrecht und die Gewaltthätigkeit der Papisten nicht geschieden zu sein; beide betrachteten die vorläufige, um des Gewissens willen unvermeidliche kirchliche Trennung als eine Notsache. Hernach wurde bei jedem in Deutschland geschlossenen Religionsfrieden die Hoffnung einer zukünftigen vollen Verständigung und Wiedervereinigung ausgesprochen. In den alten Reichstagen nahmen die Mitglieder des corpus evangelicorum bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts die officielle Bezeichnung als Nichtkatholiken (acatholici) für eine Beleidigung, gerade so wie die Römischkatholischen nicht Unevangelische genannt werden durften. Aber seitdem ist nicht nur für das protestantische Volksbewußtsein der alte gute Sinn des Wortes „Katholisch" verloren gegangen, sondern auch gelehrte deutsche Protestanten gebrauchen dasselbe nicht selten mit einem übeln Nebenbegriff, bei welchem ein Anglikaner „Römischkatholisch" sagen würde. Und das ist keineswegs eine bloße gleichgiltige Verschiebung des Sprachgebrauchs. Es hängt vielmehr damit zusammen, daß viele Protestanten die Spaltungen und Trennungen, die Paulus schlechthin verwirft, mit der gesunden Mannigfaltigkeit der Gaben und Richtungen verwechseln, welche der Apostel mit der christlichen Einheit wohl verträglich findet. Auch die enge Verbindung der evangelischen Kirche mit dem Staat hat zu einer Verdunkelung des Katholischen im alten guten Sinne beigetragen. Wir verkennen nicht das auch innerlich Förderliche, was jene Verbindung für die Entwickelung beider Teile gehabt

hat; aus ihrer Wechselwirkung ist insonderheit das unschätzbare Gut deutscher „Volksbildung und „allgemeiner Bildung" hervorgegangen." Doch haben die zum Teil überaus winzigen Landeskirchen zugleich ihren Anteil an der Misere der deutschen Kleinstaaterei gehabt, wie wir denn an den Folgen davon noch vielfach leiden. Endlich ist, wie das freilich unter Menschen nicht anders zu erwarten war, das hohe Kleinod evangelischer Geistesfreiheit vielfach mißbraucht worden. Man kann sagen, daß es auch in kirchlichen Dingen zwei Hauptformen der Eitelkeit und des Hochmuts giebt, die korporative und die individualistische. Die erstere, die Karikatur des christlichen Gemeinschaftstriebes, überwiegt bei den Römisch-katholischen, die zweite, die Karikatur der christlichen Freiheit, überwiegt bei den Protestanten. Dort ist man stolz auf seine Kirche, indem man sich oft genug ihr zu Ehren, mit Preisgebung des eigenen Wissens und Gewissens, nach der Schablone regulieren läßt. Hier ist man stolz auf seine Selbständigkeit, indem man so viele Jahrhunderte der Christenheit mit ihren Schätzen geistiger Erfahrung und Arbeit ganz bei Seite läßt oder nicht hinreichend würdigt und sich selbst genugsam auf seinen eigenen Kopf stellt, oft ohne den eignen hintenhängenden Zopf und die eigne blinde Abhängigkeit von gewissen Autoritäten zu bemerken, obgleich man spricht:

Was mich verdrießt, das ist nicht wahr,
Schon lange that das gründlich dar
Der und der große Mann!

Auf diese Weise leugnet man, auch einem Schleiermacher zutrotz, jede öffentlich geltende Lehre in der

evangelischen Kirche und setzt an die Stelle des gemeinschaftlichen Gottesdienstes einen Sprechsaal, in welchem, so weit die Majorität der Gemeinde es sich gefallen läßt, das Ja und das Nein gleiche Berechtigung haben. Solcher Zustand ist häufig das Ideal des deutschen Philisters und pflegt unter den Gemeindegliedern denen am besten zu gefallen und von denen am meisten gefördert zu werden, welche selber die Kirche gar nicht oder so gut als gar nicht besuchen und doch in der Kirche eine Rolle spielen wollen. So ist es in manchen noch immer hochachtungswerten Kantonalkirchen der deutschen Schweiz, die ihre großen Erinnerungen haben, dahin gekommen, daß zu Ostern der eine predigt: Christus ist auferstanden, der andere: das ist ein bloßer Mythus, welcher allegorisch zu deuten ist; der eine: es ist dem Menschen gesetzt zu sterben und darnach das Gericht, der andre: es giebt kein zukünftiges Leben, sondern das Gericht vollzieht sich lediglich in dem Diesseits. Einen der schweizerischen Hauptreformer von dieser letzteren Art wählte bei uns der Protestantenverein vor nicht langer Zeit zu seinem Festprediger in Leipzig und charakterisierte dadurch sich selbst. Ich sage dies, ohne das Löbliche in Lang und auch einen Rest christlicher Ideeen, der trotz seiner Leugnung der persönlichen Unsterblichkeit in ihm noch vorhanden war, zu verkennen. Aber wenn ein großer deutscher evangelischer Verein sich bei seinem Festprediger mit jenem Überrest begnügte, so bewies er schon hierdurch, wie durch vieles Andre, trotz der ihm durch den seligen Rothe bezeichneten an sich löblichen Ziele, die ihm von Anfang in seinem kollektiven Wirken anhan-

gende Konfusion und Kritiklosigkeit und jene thatsächliche Gleichgiltigkeit gegen das Ja oder Nein in den wichtigsten Fragen, wodurch notwendig, gewiß gegen Meinung und Absicht mancher achtungswerten Mitglieder, der Geist der Verneinung befördert werden mußte. Solcher und ähnlicher Mißbrauch der protestantischen Freiheit ist aber ein Hauptbundesgenosse des Vatikanismus, denn der Schrecken vor jener unendlichen Konfusion und vor dem Mangel jeder lebenskräftigen Gemeinschaft des Glaubens verfestigt viele, die doch Religion und Kirche haben wollen, in ihrer Anhänglichkeit an das absolute Papsttum, ja er hat diesem mitunter nicht wertlose Proselyten zugetrieben. Er stärkt ferner innerhalb der evangelischen Kirche die Reaktion einer Richtung, die aus falscher und irreführender Pietät gegen die Vorzeit auch das wirklich Veraltete in gesetzlicher Weise festzuhalten strebt. Und um so schwieriger ist es dann auch für das tüchtigste und gewissenhafteste Kirchenregiment, solchen unheilvollen Gegensätzen gegenüber das richtige Verfahren zu treffen und innezuhalten. — Übrigens ist unsere Meinung nicht, daß das krankhafte Sichbreitmachen des Individualismus nur links (um die üblich gewordnen Bezeichnungen zu gebrauchen) und nicht auch rechts und in der Mitte zu finden wäre. Wie viele Geistreichigkeiten und Geistlosigkeiten muß man sich oft von der evangelischen Kanzel, von der Gottes Wort gepredigt werden soll, gefallen lassen! Der große Freiherr vom Stein, der ein starkes Gefühl davon hatte, daß man auch damit hier auf Erden Geduld haben müsse, blieb ein guter Kirchgänger. Andre haben nicht

so viel Geduld. Um so mehr ist jeder evangelische Prediger zu mahnen, daß er seiner Individualität, die auf der Kanzel nicht ganz vernichtet werden kann und soll, nach biblischem und auch nach kirchlichem Maß die geziemende Grenze setzt. Schon Luther rügt es, daß jedermann „nicht Christum und sein Geheimnis wolle offenbaren, sondern sein eigen Geheimnis und schöne Gedanken, die er über Christum hat, nicht wolle umsonst gehabt haben." Und das haben ebensowohl als die Prediger auch die Lehrer des Katheders, wenn gleich in andrer durch ihre eigentümlichen Aufgaben bedingter Weise zu beherzigen. Der Mut und die Freudigkeit, neue Wege für die Erkenntnis zu suchen, dürfen nicht beeinträchtigt werden. Aber gerade die Reichbegabten haben dabei auf der Hut zu sein, daß sie nicht über die Lust des Schaffens die Pflicht vernachlässigen, mit strenger Selbstkritik das Gewisse vom Ungewissen, das der allgemeinen Anerkennung würdige Streben und die daran haftende Schranke der Individualität gewissenhaft zu unterscheiden.

Alle die angedeuteten Schäden der evangelischen Kirche sind oft genug in ihr selber aufgedeckt worden. Ihnen nach Kräften entgegenzuwirken sollen wir uns auch durch überspannte Vorwürfe der Römischkatholischen antreiben lassen. Wenn aber diese damit, wie schon seit geraumer Zeit, so auch jüngst wieder die sogenannte Selbstauflösung des Protestantismus konstruieren wollen, so ist das eben so grundlos und so vergeblich, als wenn sowohl ihnen als uns unsre gemeinschaftlichen Gegner den herannahenden Untergang des gesamten

Christentums zu deducieren suchen. Gerade unter den gegenwärtigen Weltbewegungen wird der ganzen Christenheit durch die Zustände der nichtchristlichen Völker, die ihr jetzt näher treten als je zuvor, gleichsam gewaltig zu Gemüte geführt, welche Vorzüge sie selbst an ihrem Glauben besitzt. Während diesem Glauben abtrünnige Christen im Namen einer entarteten Bildung, nicht anders wie vor dreihundert Jahre gewisse jetzt längst verschollene Humanisten, aufs neue den Untergang prophezeien, breitet sich derselbe gerade gegenwärtig durch den Dienst zahlreicher treuer und teilweise hochbegabter Missionare, unter denen ein Livingstone und viele minder berühmte, aber doch um Sprach-, Völker- und Länderkunde hochverdiente Männer zu nennen sind, heilbringend über ferne Völker aus, ganz so wie Erasmus, der größte der Humanisten, es einst mit feurigen Worten verlangte. Dabei hat das Christentum freilich das Los alles Großen in der sündigen Menschheit geteilt: es ist, wie sein Stifter es in Gleichnissen vorausgesagt, durch mancherlei Kämpfe und Krisen hindurchgegangen. Aber auch diese stehen unter göttlicher Leitung und eben im Zusammenhange mit ihnen hat der Protestantismus seine große positive Bedeutung und seine Weltmission. Was er in Leben, Kunst, Wissenschaft errungen hat, ist ein festerer und köstlicherer Besitz, als Fernstehende meinen, und es soll einst der ganzen Christenheit zu gute kommen. Die Gefahren, welche die evangelische Freiheit mit sich bringt, können uns an ihr selbst nicht irre machen. Wir rufen ihnen gegenüber nicht nach Zwangsmitteln, wie die Jesuiten und alle ehrlichen Anhänger

des vatikanischen Concils, sondern wir vertrauen auf den lebendigen Gott und auf die Macht der Wahrheit, für die wir mit ihm alles vermögen. Wir wenden auch hier das bekannte schöne Wort Luthers an, mit welchem er den in Augsburg nach der Übergabe des evangelischen Bekenntnisses schwer angefochtenen Freunden Mut einsprach und das auch hier wiederholt werden möge: „Ich sahe die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölb Gottes und sahe doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölb gesetzt hatte; noch fiel der Himmel nicht ein und steht auch solch Gewölb noch fest. Nun sind etliche, die suchen solche Pfeiler und wollten sie gern greifen und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner andern Ursache, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen. Wenn sie dieselbigen greifen könnten, so stünde der Himmel feste."

Indem wir diese Überzeugungen wahrten, erkannten wir doch an, daß auch die römisch-katholische Kirche ihre Weltmission hatte. Sie hat zwar selber durch ihren Übermut kirchliche Spaltungen hervorgerufen. Wenn sie aber energisch festhielt, daß solche Spaltungen nicht sein sollen, so vertrat sie trotz der damit verknüpften Irrtümer eine christliche Wahrheit. Und das hatte desto größere Bedeutung, je mehr dieselbe Wahrheit auf protestantischer Seite vernachlässigt, ja vergessen wurde. Eben darum beklagen wir es tief, daß die von Rom vertretene kirchliche Einheit, wie sie schon lange durch beigemischte Elemente der Korruption entstellt war, vol-

lends durch den Vatikanismus zum Zerrbilde geworden ist. Und eben darum freuen wir uns, daß der Altkatholicismus den durch die Jahrhunderte hindurchgegangenen katholischen Ruf, der nach einer gründlichen Reform der römischen Kurie und Kirche verlangte, innerhalb der letzteren wieder aufgenommen hat und, obgleich von Rom ausgestoßen, doch als mächtige Mahnung Rom gegenüber stehen geblieben ist.

Ja als mächtige Mahnung — mächtiger als die auch keineswegs bedeutungslose Kirche von Utrecht! Das sagen wir getrost trotz der verhältnismäßig geringen Zahl der Altkatholiken, trotz ihrer untergelaufenen Mißgriffe, trotz ihrer scheinbaren Schwäche, trotz der Geringschätzung, mit welcher die Vorkämpfer des Vatikanismus auf sie herabsehen. Hinter dieser zur Schau getragenen Geringschätzung verbirgt sich ein tödlicher Haß, der wiederholt in allerlei Erscheinungen des Fanatismus zutage getreten ist; und hinter dem Haß verbirgt sich die Furcht des bösen Gewissens vor der Macht der Wahrheit, welche von Döllinger und seinen Genossen — das wissen viele der Vatikaner sehr genau — mit nicht geringzuschätzenden Waffen des Geistes und der Wissenschaft verfochten wird. Ob das kleine Häuflein dieser Kämpfer jemals früher oder später, vielleicht durch mancherlei Wechselfälle hindurch, mit Gottes Hilfe die christliche Wahrheit in der ganzen römisch-katholischen Kirche zum Siege führen werde, das wissen wir nicht. Daß es unmöglich sei, sollte niemand behaupten, der an die in Christo offenbarte Wahrheit glaubt und sich überzeugt, daß dieselbe in wesentlichen Stücken von den Altkatholiken gegen die

heutige Kurie geltend gemacht wird. Daß die augenblickliche ungeheure Macht des Infallibilismus auf sehr schwachem Grunde ruhe und plötzlich verfliegen könne, ist in nachfolgender Broschüre nachgewiesen. Eben so sicher ist es, daß die christlichen Staaten, welche 1870 und bald hernach die Staatsgefährlichkeit des Syllabus und der vatikanischen Beschlüsse auf das nachdrücklichste bezeugten, mochten sie auch seitdem ein Auge zudrücken, dennoch ihr Urteil nicht ernstlich geändert haben. Spuren der Reaktion gegen den Übermut der siegreichen Jesuiten zeigen sich auch in den romanischen Ländern bei aufrichtigen Katholiken hie und da. Sollte es außer dem Bereich der Möglichkeit liegen, daß diese Reaktion sich steigere? daß Fürsten und Völker abermals die Aufhebung des Ordens fordern? daß ein Papst, Clemens dem Vierzehnten ähnlich, nach wohlbegründeter eigner Überzeugung solchem Begehren genüge? Dann aber würden aller Wahrscheinlichkeit nach auch die durch die Jesuiten durchgesetzten vatikanischen Beschlüsse samt dem Syllabus fallen. Der Papst müßte für immer auf die weltliche Macht verzichten. Er müßte wieder, wie der heilige Bernhard es einst verlangte, ein wahrhaft demütiger Hirt der Herde, ein wahrhafter servus servorum Dei werden. Erst mit dem allen würde gleichsam ein Alp, der jetzt auf der römisch-katholischen Christenheit lastet, hinweggenommen.

Ich weiß recht wohl, daß dies alles den meisten als ein optimistischer Traum erscheinen wird. Auch ist mir nicht eingefallen zu sagen, daß es geschehen werde. Nur die Möglichkeit, daß es geschehe, habe ich in

meinem Erasmus redivivus behauptet. Ich habe zu äußern gewagt, daß die Altkatholiken, welche auf Grund solcher Möglichkeit nach einem großen Ziele streben, unsere Hochachtung schon um dieses Strebens willen verdienen, selbst wenn es nie erreicht werden sollte. Und das habe ich kein Bedenken getragen, nach den wohl erkennbaren Gesetzen der göttlichen Weltordnung, auch ohne Prophet zu sein, hinzuzufügen, daß das Papsttum, wenn jene gründliche Reform, jene Ausfegung des Jesuitismus nicht erfolgt, an seinem sich steigernden Verderben zuletzt zu Grunde gehen müsse. Endlich habe ich mich erkühnt, die Vermutung auszusprechen, daß Pius IX. durch das einmal hingeworfene auffällige Wort, das Papsttum habe nie ein Jahr 89 zu fürchten, gerade möge kund gegeben haben, daß er die heimliche Furcht vor einem solchen Jahr mit sich herumtrug. Die Katastrophe könnte in der That unter den romanischen Völkern eine entsetzliche werden. Hatte doch dort der nackte Atheismus sich wiederholt der bürgerlichen Gewalt bemächtigt: so während der ersten französischen Revolution, so unter der Pariser Kommune, so bei deren noch greuelhafterer Nachäffung in mehreren blühenden Städten Spaniens.

Im Interesse der Menschheit muß man doch aber wünschen, daß jener drohende Ausgang, wo irgend möglich, abgewandt werde. Was soll nun der thun, der, wie die hervorragendsten deutschen Bischöfe, ehe sie still gemacht wurden, überzeugt ist, daß die römische Kirche durch die Konsequenzen des Vatikanums sich selbst ins Verderben stürzt? Soll er nicht, eben so wie die

Altkatholiken, warnend seine Stimme erheben? Das habe ich meinerseits gethan, indem ich mich in lateinischer Sprache an gelehrte Männer wandte. Ich habe es gethan, zwar als Protestant durch und durch, aber mit einer warmen Sympathie für die katholische Kirche, wie sie ein Augustin, ein Bernhard, ein Pascal, ein Bossuet, ein Sailer und viele andre sich dachten. Die haben freilich alle nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes geglaubt. Indes werden sie doch auch von den Gelehrten des Centrums für Katholiken gehalten, wenn gleich ihrer Meinung nach der Katholicismus jener Männer ein etwas altfränkischer war und das moderne Vatikanum über sie hinaus zu einer höheren Stufe der Erkenntnis fortgeschritten ist. Sie durften es also einem Protestanten nicht zum Verbrechen machen, daß er mit seiner Vorstellung bei jenen altfränkischen Männern stehen geblieben war. Sie hätten ihn mit Sanftmut, in wissenschaftlicher Weise und, um den Streit möglichst im Gelehrtenkreise zu belassen, in lateinischer Sprache über den inzwischen erfolgten großen Fortschritt belehren sollen. Sie hätten, um das von ihm entworfene Bild des Vatikanismus zu widerlegen, ihm zeigen sollen, daß auf dem Concil alles durchaus ehrlich und anständig herging, daß nachher kein Druck auf die Minorität stattgefunden, daß die deutschen Bischöfe keinerlei krassen Aberglauben begünstigen, daß das von preußischen Richtern aufgedeckte Lügenwesen von Marpingen ganz unschuldig war u. s. w. Daß sie das nicht nachweisen konnten, das wurmte sie und erregte ihren Ingrimm gegen eine bisher „in Studierstuben und Bibliotheken

verborgene Schrift." Übermütig geworden durch die ihnen entgegenkommende Friedensliebe der Regierung, faßten sie den Plan mit Hilfe derselben an dem Verfasser ein abschreckendes Beispiel zu statuieren.

Daß die Scene im Abgeordnetenhause von langer Hand geplant war, dafür habe ich einen Beweis in Händen. Gerade vier Wochen vorher erhielt ich nämlich unter dem Postzeichen „Wartenburg, Regierungsbezirk Merseburg" die witzig sein sollende Zuschrift eines Ultramontanen, worin derselbe mich „aus Gefälligkeit" auf die „hochinteressante Recension" meines Werks, welches er sarkastisch ein „epochemachendes" nannte, im 10. Heft der Laacher Stimmen von 1881 aufmerksam machte und hinzufügte, daß „bald noch recht viele von der Geburt des Programms würden in gebührende Kenntnis gesetzt werden." Erst als das, was er damit meinte, im preußischen Abgeordnetenhause geschehen war, hielt ich es für der Mühe wert, mir jenes Heft der Laacher Stimmen zu verschaffen. Die angebliche Recension, zwei Seiten füllend, giebt keine einzige Widerlegung der von mir hingestellten und besprochenen Thatsachen, sondern lediglich eine Kompilation einiger aus dem Zusammenhange herausgerissener Stellen meiner Schrift mit hinzugefügten Schmähungen. Sie enthält gleichsam das Programm zu den vom Centrum veranstalteten Deklamationen. Namentlich des Herrn v. Fürth Rede entspricht in Anlage und Ton ganz dem Vorbilde. Aber selbst dem geistreichen Führer der Partei war in seiner zarten Fürsorge für die Universität Halle-Wittenberg der Jesuit vorangegangen. Dieser versichert nämlich am

Schluß seines Artikels, dies am meisten zu bedauern, daß auf eine Universität, welche ein so schwaches Geistesprodukt unter ihre Protektion genommen habe, ein Schein von Schwäche fallen müsse. Schon einen solchen Schein findet der um unsere Ehre bekümmerte Mann bedauerlich!

Der Schein, den er selber schlau zu erregen weiß, gilt freilich ihm und seinen Genossen überall mehr als das Sein. So sucht er namentlich den Vatikanismus seinen Lesern im rosigsten Lichte erscheinen zu lassen. Im übermütig heitern Ton verhöhnt er als antikatholisch diejenigen, welche „Lamentationen erheben über das Verderben der Kirche, die Tyrannei der Päpste, die Macht, List und Bosheit der Jesuiten, das Unheil der päpstlichen Unfehlbarkeit, das Ärgernis des vatikanischen Concils, die Unfreiheit der Bischöfe, die Blindheit des katholischen Volks u. s. w." Und doch sind Klagen ganz gleicher Art immer wieder und wieder in der römischen Kirche selbst erhoben worden. Ich habe einige der gewaltigsten solcher gut katholischen Stimmen, voran die des heiligen Bernhard, in meinem Erasmus vorgeführt. Klagen über die Schädlichkeit des Jesuitenordens aus päpstlichem, über das Unheil der Unfehlbarkeit und des letzten Concils aus bischöflichem Munde sind im nachfolgenden zu lesen. Das alles gehört freilich für die modernen Römisch-Katholischen lediglich der Vergangenheit an. Seit Juli 1870 rechnen sie es zur Orthodoxie, zu bekennen, daß jene alten Klagen, wenn sie etwa früher einigen Grund hatten, jetzt völlig erledigt sind, daß man daher jetzt nur noch über den modernen Staat,

die Altkatholiken und die Protestanten recht laut zu klagen hat. Nach ihrer Meinung sind seitdem auch die Bischöfe der Minorität, die eine böse Neigung zum Lamentieren hatten, durch die magische Kraft des gegen solche unziemliche Stimmung gerichteten päpstlichen Befehls in den dauernden Zustand tiefster Befriedigung versetzt worden; die Bischöfe erteilten den entsprechenden Befehl an alle Priester, die Priester an alle Laien, und nun sind alle gehorsamen Söhne der römisch-katholischen Kirche voll Jubels über das Concil und den durch dasselbe bewirkten glorreichen Umschwung. Denn jetzt ist die Kirche der Papst und der Papst ist der Himmel. Das wurde nämlich auf der vorjährigen „Katholischen Generalversammlung" zu Bonn durch den holländischen Professor Schaepmann bezeugt und sofort in der Bonner Zeitung vom 8. Septbr. 1881 durch einen katholischen Priester mit Namensunterschrift berichtet. Demzufolge verkündete Papst Pius IX.: „alle Gewalt komme vom Himmel", und richtete dabei die beherzigenswerten Worte an die Welt: „Le ciel c'est moi." Ich würde das trotz der beiden Gewährsmänner für apokryph halten, wenn ich nicht in meiner Schrift genau Entsprechendes aus sichersten Quellen verzeichnet hätte. Die Jesuiten der Laacher Stimmen haben sicher jene päpstlichen Worte beherzigt. Nach ihren sonstigen Kundgebungen dürfen wir etwa ähnliche Gedanken wie diese bei ihnen voraussetzen: Was für eine herrliche Versammlung muß das gewesen sein, in welcher die Meinung des unfehlbaren Papstes so kühn verkündet werden durfte! Wie wird sie den Brand geschürt haben, der, von Rom ausgegangen,

alles Antikatholische verzehren soll! Was mag sie alles an dem Feuer ihrer Begeisterung (um ein hier recht passendes Windthorstisches Bild anzuwenden) gegen den „gesunden Menschenverstand“ und das „gesunde Christentum“ der Häretiker gekocht haben! — Und seitdem ist die Freude in jenem Lager noch größer geworden. Nach der Versicherung der Unità cattolica hat nämlich inzwischen Papst Leo XIII. über Kaiser Wilhelm genau eben solchen Sieg errungen, wie Papst Alexander III. über Friedrich Barbarossa. Wie wird jetzt das deutsche Jesuitenblatt seine frühere Behauptung besiegelt finden, daß die von ihm verspottete ‚Jammerklage‘ „das Charakteristische anti-katholischer Schriften der Neuzeit sei!“ Es wird alle, die auch nur so bescheiden, wie einige katholische Theologen von Tübingen, auf einzelne Schattenseiten im heutigen päpstlichen Weltreich hinweisen, für gefährliche Leute halten.

Das alte Rom hat einst etwas Ähnliches gesehen. Unter den schlimmsten seiner Cäsaren gab es ein officiöses und officielles Lichtbild, zu welchem sich zu bekennen, gleichsam als ein wesentliches Stück der politischen Orthodoxie betrachtet wurde. Diejenigen, welche sich dazu um des Gewissens willen nicht entschließen konnten, sondern mit Schmerzen auf die Zeiten größerer Freiheit zurückblickten, galten der Masse als Sonderlinge, den Officiellen als gefährlich. Wer aber etwas Unrecht und Gewaltthat gegen die achtungswertesten Männer schweigend geschehen ließ, dem Gewissen jede Kundgebung gerechter sittlicher Empörung abgewöhnte, den Angebern gegenüber sich keine Blöße gab, der hatte

ruhige Tage und begriff diejenigen nicht, welche über den Zustand allgemeiner Knechtschaft und Selbstwegwerfung seufzten. Die Ähnlichkeiten mit dem, was heutzutage von Rom ausgegangen ist, frappierten mich. Gewisse Abschnitte des Tacitus wurden in meiner Erinnerung neu lebendig und fesselten mich, indem ich sie wieder las, mehr noch als ehemals. So wurde, indem ich es in dem hier verdeutschten Kapitel unternahm, der vatikanischen Legende die Wirklichkeit entgegenzusetzen, der gewaltige römische Geschichtschreiber in gewissem Sinne und Maße mein Vorbild.

Wenn der jesuitische Gegner in meiner Darstellung die „melancholischen Klagetöne" rügt, so tröste ich mich damit, daß man sie auch einem Tacitus verargt hat. Er behält doch in allem Wesentlichen Recht. Seine Nachtstücke hat er der Wahrheit gemäß gezeichnet, das bessere selbst an einem Tiberius nicht verschwiegen. Seinem Streben nach rücksichtsloser Gerechtigkeit habe ich nachgeeifert, lichtere Züge wie er gern aufgesucht. Meine in engem Rahmen umrissenen Skizzen sind freilich noch finsterer als seine großartigen Gemälde, indem ich die Verdunkelung eines höheren, dem Altertum unzugänglichen Lichtes zu vergegenwärtigen hatte. Dabei waren von mir doch dieselben Schattenseiten des hochstrebenden römischen Typus, dasselbe verhängnisvolle Ringen nach der absolut-monarchischen Spitze einer Weltherrschaft zu schildern. Um so weniger fürchte ich den Vorwurf tendenziöser Gewaltsamkeit, wie ich selbst sie in einer früheren Schrift an der maliziös-geistreichen, aber völlig ungerechten und bodenlosen Parallele nach-

gewiesen habe, welche David Strauß zwischen seinem „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" und dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gezogen hat. Es wird den Gegnern nicht gelingen, in ähnlicher ernster Weise die von mir durchgeführte Vergleichung zu widerlegen. Hat sich diese doch auch andern aufgedrängt. Noch unlängst machte der Exjesuit Curci, nachdem er sich wiederholt der Kurie unterworfen, seinem mißhandelten Gewissen mit den Taciteischen Worten Luft: Wenn sie Stillschweigen erwirkt haben, nennen sie's Frieden — quum silentium fecerint, pacem appellant!

Manche Protestanten meinen nun freilich, wenn der Vatikanismus eine Steigerung kirchlicher und geistiger Knechtschaft bewirkt habe und die Römischkatholischen dieselbe willig auf sich nehmen, so sei das ihre Sache; man müsse sie sich selbst überlassen; uns und den Staat gehe das nicht an. Diese Ansicht ist öfter widerlegt und muß immer aufs neue widerlegt werden. Jene Protestanten unterstützen damit die ultramontane Verleumdung der Regierungen, welche, wie die österreichische schon im August 1870, gegenüber der vatikanischen „Umwälzung" sehr energische Maßregeln zum Schutz der staatlichen Ordnungen für schlechthin notwendig erklärten; sie unterstützen zugleich die ultramontane Fiktion, welche das thatsächliche Verhältnis geradezu auf den Kopf stellt. Darnach sollen nämlich die Staaten von 1870 ab, gleichsam aus heiler Haut, ohne gegebenen Anlaß, den Krieg an die römische Kirche gerade so frevelhaft erklärt haben, wie Napoleon III. an Deutschland. Es soll nach römischer Phantasie eine schreckliche Nacht diokletianischer

Verfolgung eingetreten sein. Nach der Einsetzung des Bischofs Korum sah dann im vorigen Herbst ein trierischer Poet am Himmel „ein leises Rot" der Hoffnung. Seitdem ist nach seiner Meinung gewiß die Sonne aufgegangen. Denn sogar der italienische Katholiken-Kongreß hat nach den letzten Erfolgen des Centrums Windthorst überschwenglich gepriesen und Gott gedankt, daß er endlich das Herz der Großen der Erde (vor allem natürlich unseres Kaisers) gerührt habe.

So wird die officielle Legende weitergesponnen! Schon Pius IX. machte sie ja zum Schiboleth der römischen Gläubigkeit! Er hatte 1873 sogar die Dreistigkeit, ihr in einem Briefe an unsern Kaiser die eben so abgeschmackte als beleidigende Wendung zu geben, als sei ohne dessen Zustimmung, also durch die Willkür irgend eines Ministers, jene grausame Verfolgung der römischen Kirche in Preußen eingetreten. Es erfolgte die allbekannte königliche und evangelische Antwort. Damit, sollte man meinen, wäre die Sache abgethan gewesen. Dennoch hat der erwähnte trierische Poet durch das leise Rot der Hoffnung sich so ermutigt gefühlt, daß er den Papst an Dreistigkeit fast überbot; daher die Frage nahe liegt: Wozu werden seinesgleichen nach aufgegangener Sonne fähig sein? Die trierische Landeszeitung brachte nämlich unter dem 1. Okt. 1881 ein Gedicht von ihm. Darin wird der Trier besuchende Kronprinz als Sieger von Wörth und Weißenburg mit löblicher Begeisterung gefeiert. Mit einer auf jener Seite seltenen Wärme wird es ausgesprochen, daß durch Gottes Gnade der alte Traum von Deutschlands Größe

erfüllt sei. Dann aber folgt leider in zwei Strophen die Klage, „den Katholiken, Millionen deutscher Brüder, sei nicht gegönnt worden, der Siege, die sie miterfochten, sich zu freuen, sondern es sei ihnen dafür Hohn, Verleumdung, Druck, Verachtung ohn Ende zu Teil geworden“:

„Uns hat man schnöd' behandelt für unsre Treu zum Lohn,
Dir dürfen wir es klagen, Dir, unsers Kaisers Sohn!“

Ob nun bei diesem angeblichen schreienden Unrecht und Undank die Zustimmung seitens der höchsten Stelle vorausgesetzt wird, oder nicht — beides wäre gleich böse. Dennoch rufe ich nicht nach dem Staatsanwalt gegen die Legende, wie das Centrum gegen deren Widerlegung. Und damit entspreche ich sicher auch dem hochherzigen Sinn unseres Herrscherhauses. Die Hauptschuld tragen ja Papst und Bischöfe. Aber ich begreife es, daß ein vorzügliches und im alten guten Sinne katholisches Blatt, der deutsche Merkur, indem er den geringfügigen Vorfall mit andern ähnlichen Erfahrungen vergleicht, daran eine Glosse über die Virtuosität knüpft, mit welcher die Ultramontanen „durch rücksichtslose Frechheit zu imponieren verstehen“.

Diese Virtuosität nach Möglichkeit unschädlich zu machen, muß jedes echten Patrioten und Protestanten Bemühen sein. Man lasse sich darin nicht stören durch das Geschrei des Centrums, daß man, während die Regierung zum Frieden neige, wieder „zum Kulturkampf hetze“. Als ob nicht die Redner der Partei wiederholt bezeugt hätten, daß sie jedes Entgegenkommen des Staates nur als Abschlagszahlung betrachteten und daß sie

ihrerseits vom Kampf nicht ablassen würden, bis die Maigesetze völlig beseitigt wären! Ja noch mehr: gerade die aufgegangene Friedenssonne hat vielfach auf ultramontaner Seite die Früchte nicht einer dankbaren Friedfertigkeit, sondern eines übermütigen Fanatismus gezeitigt, wie sie seit langer Zeit nicht mehr zu Tage getreten waren. Priester, von denen man es am wenigsten erwartete, haben in gemischten Ehen — ich könnte Namen nennen — gewisse alte rohe Manöver erneuert. In Rheinbrohl verhöhnte erst unlängst unter Mitwirkung des Priesters ein fanatisiertes Volk gewaltthätig Gesetz und Recht und zugleich das heiligste Gefühl der evangelischen Einwohner; und in Berlin durfte dann ein Redner des Centrums unter dem Schutze der Rednerbühne die Staatsbeamten verhöhnen, die pflichtgemäß dem rebellischen Fanatismus gewehrt hatten. Ähnliche laute Trommelschläge des ultramontanen Übermuts hören wir hie und da und von jenseit der Berge ruft man lauten Beifall. Das alles und so vieles andre sollen wir Evangelische gänzlich vergessen, sobald es ein paar Rednern des Centrums einfällt, uns einige freundliche Worte zu gönnen! Während den Zeitungen zufolge noch am letzten Gründonnerstag, worauf wir unten zurückkommen, der „friedliche“ Papst uns Protestanten und zugleich verschiedne Arten grober Verbrecher in seiner Gegenwart verfluchen läßt, während Herr Majunke auf Anlaß des Erasmus die Reformation als „sogenannte“ verspottet, während endlich in einem Schaufenster der Neuhauserstraße in München monatelang ein Bild des jüngsten Gerichts ausgestellt wird, auf welchem Luther und Melanchthon neben Türken und

gefallenen Weibern als Kinder der Hölle paradieren, sollen wir uns von derselben Seite belehren lassen, was die evangelische Friedensliebe von uns fordre und sollen die rührenden Reden von den zwei Schwesterkirchen und dem Bündnis aller, die sich zu demselben Gottmenschen bekennen, für bare Münze nehmen! Man kann uns nicht verargen, daß wir uns dabei an das verdächtige plötzliche Fromm- und Friedlichwerden des Reineke in der alten deutschen Tierfabel erinnern.

Wir gehören trotz alledem nicht zu denen, welche die Wendung der preußischen Kirchenpolitik seit 1880 zu einem modus vivendi, oft mit beliebten Kraftausdrücken, schlechthin verwerfen. Daß man die staatliche Absetzung des Bischofs aus seinem kirchlichen Amt durch die ebenso wirksame Entziehung der staatlichen Approbation ersetzte, war eine nur zu billigende Selbstkorrektur. Die Forderung einer gewissen diskretionären Gewalt für das Ministerium, um bei den Verhandlungen mit Rom freiere Hand zu haben, war nicht unbegründet. Das Ziel, zu dessen Erreichung diese Gewalt zunächst gebraucht werden sollte, war ein edles und achtungswertes. Man wollte die Kurie, die im Interesse ihrer Macht, wie bei früheren Interdikten, sich um die durch ihre Schuld eintretende Verwahrlosung vieler Gemeinden nicht kümmerte, durch die eigene Fürsorge für die letzteren gewinnen und darum von der Strenge des Gesetzes hie und da nachlassen. Man half in der That vielen kirchlichen Notständen ab, nachdem Konservative und gemäßigte Liberale gegen die Stimmen des Centrums jene diskretionäre Gewalten bis 1882 gewährt hatten. In der letzten

Sitzungsperiode des Landtages forderte daher die Regierung die Erneuerung derselben Gewalten, jedoch mit einigen Modifikationen, namentlich mit Herstellung des früher vergebens geforderten sogenannten Bischofsparagraphen, demzufolge die wegen Ungehorsams gegen den Staat abgesetzten Bischöfe durch königliche Begnadigung sollten restituiert werden können. In unserem gespaltenen und zerrissenen Parlament war diesmal eine Verständigung zwischen den konservativen und den unterdes mehr und mehr zerbröckelten liberalen Fraktionen nicht möglich. So gab das Centrum den Ausschlag. Nachdem es bald nach links bald nach rechts geliebäugelt hatte, entschied es sich endlich, weil es dort glaubte das beste Geschäft zu machen, nach rechts hin. Daher unterlagen die Liberalen einem Kompromiß zwischen Centrum und Konservativen, wodurch die früheren diskretionären Gewalten samt dem Bischofsparagraphen gewährt wurden.

Dieser Ausgang erregte mit Recht Schmerz und Besorgnis. Indes darf man sich dadurch nicht zu übereiltem Urteil hinreißen lassen. Man mag zweifeln, ob es notwendig und ratsam war, von Seiten des Staates mit der Erweisung christlicher Barmherzigkeit fortzufahren. Machte doch der, welcher sich den Nachfolger Christi nannte, keine Miene, ähnliche Barmherzigkeit zu üben, obgleich ihm dies, wie er selbst zugestanden, schon durch die bloße Anerkennung der sogenannten Anzeigepflicht möglich war. Bei alledem meine ich, daß wir unter einem Könige und einem Kanzler, wie sie uns gegeben sind, wohl thun, der Regierung Glauben zu schenken, wenn

sie nach der Übersicht über die Zustände des ganzen Landes, die ihr am vollständigsten möglich ist, für notwendig erklärt, mit jener Fürsorge für die römisch-katholischen Gemeinden fortzufahren — ganz abgesehen davon, daß denkbarer Weise auch Rücksichten der äußern Politik mitwirken, die sich zur öffentlichen Diskussion nicht eignen. Denn diejenigen kennen Bismarck schlecht, welche ihn für fähig halten, dem Centrum, bloß um es für seine finanziellen Pläne zu erkaufen, wichtige staatliche und evangelische Interessen zu opfern. Unter diesen Umständen aber darf man bei unseren verworrenen parlamentarischen Parteiverhältnissen der Regierung es nicht verargen, daß sie die ihr nötig erscheinenden Vollmachten annahm, auch wenn die Erteilung derselben in unerwünschter Weise zustande gebracht war. Mag dabei ihr Verfahren im einzelnen verschieden beurteilt werden können, man muß es doch als ganzes billigen. Und ebenso muß man unter jener Voraussetzung die Konservativen insofern loben, als sie in richtiger Erkenntnis der politischen Notwendigkeit dem wohlbegründeten Wunsche der Regierung zu entsprechen suchten. Die Art und Weise freilich, in welcher das geschehen ist, betrachten auch wir als eine Kalamität.

Nach dem allen scheint es mir weder weise noch patriotisch zu sein, wenn man, gegen das maßlose Triumphgeschrei auf der einen Seite, auf der andern über das nun einmal Geschehene ein eben so übertriebenes Wehegeschrei erhebt, wenn man dadurch der kindischen Freude der Unità cattolica und ihrer Gesinnungsgenossen über einen vermeintlich errungenen oder nächstens zu

erringenden großartigen Sieg des Papsttums nach-mittelalterlichem Zuschnitt Vorschub leistet und unter Massen unseres Volkes das Mißtrauen gegen eine Regierung erweckt, um welche fremde Völker uns beneiden. Man hat nicht ein Recht zu behaupten, die ganze Maigesetzgebung sei schon zerbröckelt. Der Staat hat die Waffen, wenn er sie auch zeitweilig ruhen läßt, noch unversehrt in seiner Hand und er wird sie sich, das hat Bismarck nicht umsonst versprochen, nicht entwinden lassen. Ist doch schon voralters als Klugheitsregel das Bild gebraucht, daß man den Bogen nicht immer gespannt lassen dürfe. Meint man, daß in der Vermeidung des Kampfes zu weit gegangen werde, so erhebe man die warnende Stimme: das ist unter Umständen auch den besten Führern des Gemeinwesens gegenüber Recht und Pflicht. Aber es ist schwer verantwortlich, dabei in Überschätzung des eignen Könnens über das Ziel hinauszuschießen. Und das geschieht notwendig, wenn man das Interesse der eignen Partei, sei es rechts oder links, mit dem des ganzen identificiert. Besonnene Konservative und Liberale stehen einander näher, als es oft scheint; in Preußen haben die hervorragendsten Staatsmänner längst erkannt, daß sie beider nicht entbehren können. Seine letzten Erfolge verdankt das Centrum dem Umstande, daß jede jener beiden Richtungen besonders in kirchenpolitischen Dingen ihr Hauptverdienst darin suchte, auf die andre loszuschlagen, statt zuzusehen, wie sie vereint den gemeinschaftlichen Gegner, der zugleich alle Gegner des deutschen Reichs an sich heranzog, gründlich überwinden könnten. Unter den

konservativen Blättern macht von jener kleinlichen engen Manier eine besonders rühmliche Ausnahme die „Rheinisch-Westfälische Post“: möchte sie auf beiden Seiten Nachfolge finden!

In dem Gesagten ist schon angedeutet, daß auch wir in dem Verfahren der Regierung, bei voller Anerkennung des von ihr verfolgten Zieles, nicht alles einzelne gutzuheißen vermögen. Vor allem erscheint auch uns, wie so vielen trefflichen Männern, welche die edeln Absichten der Regierung durchaus würdigen, in dem Bischofsparagraphen ein Punkt höchst bedenklich. Mit der königlichen Begnadigung der abgesetzten Bischöfe soll nämlich zugleich deren volle Restituierung gesetzt sein, ohne daß als Bedingung deren Bitte um Begnadigung und deren Unterwerfung unter die verletzte bürgerliche Ordnung gesetzt wird. Man könnte denken, daß sich das von selbst verstehe, da ja das höchste und köstlichste Vorrecht der Krone nicht zu Gunsten dessen, welcher im Trotz gegen die Krone selbst verharrt, werde geübt werden. Aber es war doch wünschenswert, daß dies in einem so außerordentlichen Gesetz, um dem sittlichen Gefühl und dem Rechtsbewußtsein unseres Volkes zu genügen, ausdrücklich gesagt wurde. Wir hegen indes die Zuversicht, derjenige, welcher allein die Ausführung dieses Gesetzes in Händen hat, werde selbst Sorge tragen, daß bei der Übung der Gnade die sittlich notwendige Bedingung nicht nur erfüllt, sondern daß dies auch öffentlich kund gethan werde. Er wird sicher in nichts willigen, was im Widerspruch mit dem Schreiben vom 3. September 1873 stünde, in welchem

er dem vorigen Papste seine eigene königliche Pflicht entgegenhielt, der Auflehnung hoher Geistlichen gegen die Landesgesetze zu wehren.

Kaiser Wilhelm erklärte damals, daß es sich für ihn nicht um eine bloße Machtfrage, sondern um eine Gewissensfrage handle. Er sprach die Hoffnung aus, „daß der Papst, von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, seine Autorität anwenden werde, um der unter bedauerlicher Entstellung der Wahrheit und unter Mißbrauch des priesterlichen Ansehens betriebenen Agitation ein Ende zu machen." Dieser Erwartung haben weder Pius IX. noch Leo XIII. entsprochen. Die Regierung hat auf jene Selbstbesinnung eines Papstes resignieren müssen. Man hat, während man edelmütig für die römisch-katholischen Gemeinden in Preußen sorgte, zugleich versucht durch Höflichkeiten und diplomatische Feinheiten mit der Kurie selbst einen modus vivendi herzustellen. Man würde vielleicht doch mehr erreicht haben, wenn man gelegentlich ein offenes und öffentliches Wort im Stil jenes königlichen Briefes dazwischen geworfen hätte. Die Kurie würde auch wider Willen einigen Respekt davor haben müssen, da man das Gewissen nicht nur der Protestanten, sondern auch vieler Katholiken für sich hätte. Denn gerade Leo XIII., seinem Vorgänger an Bildung, Wissen, Lebenserfahrung so weit überlegen, schlug nicht weniger als jener dem ins Gesicht, was bei uns der Staat, schon insofern ihm die Aufsicht über die öffentliche Erziehung zukommt, nach allgemeiner Überzeugung zu vertreten hat: der christlichen Gesittung, Bildung, Duldung.

Ich habe am Schluß meiner nachfolgenden Schrift in Kürze gezeigt, wie der gegenwärtige Papst in dieser Beziehung die Erwartungen, die er bei manchen erregte, in verhängnisvoller Weise getäuscht hat. Seitdem ich das schrieb, ist noch manches Ähnliche hinzugekommen. Wie sein Vorgänger einen Blutmenschen, hat er einen Bettler kanonisiert, der eine Lust und ein Verdienst darin suchte, die auch in der Leiblichkeit ausgeprägte gottverwandte Natur des Menschen in Schmutz und Ungeziefer zu erniedrigen. Ich verweise hinsichtlich der Bedeutung dieses Moments auf Professor Jacobis schneidende, aber durchaus zutreffende Worte. Derselbe Papst ferner, an welchen der evangelische Kaiser einen Gesandten schickt, lästert unaufhörlich das evangelische Christentum, und zwar mit einer geschichtlichen Unkenntnis, die unter unseren Gebildeten nicht minder den Spott als den Unwillen herausfordern muß. Daß dies aber den von ihm bezeugten friedlichen Absichten nicht förderlich sein könne, daran dürfte er wohl mit allen diplomatischen Rücksichten officiell erinnert werden: einleuchtende Beispiele seiner fast an Perrone erinnernden wunderlichen Irrtümer wären unschwer beizufügen. Und ebenso dürften wir Evangelischen es wohl sachgemäß finden, daß unsere Regierung wegen des nach den Zeitungen am Gründonnerstag, wie oben erwähnt, erneuerten päpstlichen Fluchaktes authentischen Bericht einzöge und darnach, falls dieser nicht die völlige Grundlosigkeit der Zeitungsnachricht konstatieren sollte, die angemessenen weiteren Schritte thäte. Denn nach solchem päpstlichen Akt wäre nicht zu verwundern, wenn sich Vorgänge, wie der zu

Rheinbrohl, öfter wiederholten. Und jener Akt wäre die Erneuerung eines an dem Tage heiliger Erinnerung lange Zeiten hindurch in Rom geübten Unfugs, der von jeher auch in römisch-katholischen Staaten als ein unzulässiger, eminent politischer Akt gegolten hat. In Beziehung darauf werden einige Bemerkungen hier am Orte sein.

Ein Irrtum war es, wenn die Zeitungsnachrichten so lauteten, als wäre am letzten Gründonnerstag die sogenannte Nachtmahlsbulle, jene Fluchbulle, an welcher die Päpste Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben, buchstäblich in der alten von Urban VIII. vollzogenen Redaktion verlesen worden. Geschichtskundige wissen, daß dieselbe nicht nur die Ausprägung der aberwitzigsten Ansprüche des curialistisch gefaßten Papsttums, sondern zugleich eine Anzahl höchst lächerlicher Schnitzer und Ungereimtheiten enthält. Besonders wohl der letztere Umstand veranlaßte die Ratgeber Pius' IX. diesen zu bewegen, daß er, ohne die Nachtmahlsbulle zu nennen, geschweige sie aufzuheben, an deren Stelle die etwas vorsichtiger redigierte Konstitution vom 12. Oktober 1869 setzte. Sie war wesentlich eine teilweise verkürzte, teilweise erweiterte Umarbeitung jener älteren Bulle. Die Ansprüche der päpstlichen Omnipotenz waren dieselben geblieben, ebenso das Vergnügen an dem Feuerwerk zahlloser vatikanischer Bannstrahlen. Die Jesuiten triumphierten. Die damals noch antijesuitischen Bischöfe aber wurden — das schildert Quirinus nach eigener Anschauung — als sie zum Concil kamen, durch diesen ersten Schlag schmerzlich überrascht; sie hatten ein Vor-

gefühl davon, daß sie den Kelch der Demütigungen bis auf die Hefe würden leeren müssen. „Während sie noch überlegten, wie sie sich ein Minimum conciliarischer Freiheit erringen könnten, wurden sie plötzlich mit einem Hagel von Exkommunikationen überschüttet, von denen mehrere auch sie selber zu verstricken geeignet und berechtigt waren, alle aber von ihnen und ihrem Klerus gehandhabt und vollstreckt werden sollten."

Hernach scheint nun etwas der alten Nachtmahlsbulle Aehnliches auch im Kultus restituiert worden zu sein. Und die Frage, ob gerade in dieser Beziehung Leo XIII. sich zu dem Werk seines Vorgängers bekannt und es fortgesetzt habe, scheint mir für einen Staat, der mit ihm wegen kirchenpolitischen Friedens verhandelt, keineswegs gleichgültig. Gegen die alte Nachtmahlsbulle wehrten sich seit dem 16. Jahrhundert Fürsten, Parlamente, Bischöfe. In Frankreich wurde ihre Verkündigung als Hochverrat bestraft. Besonders aber erhob sich im vorigen Jahrhundert merkwürdiger Weise gleichmäßig und gleichzeitig der Sturm gegen die Jesuiten und gegen jene Bulle; die streng katholische Maria Theresia verbot den Gebrauch derselben in der österreichischen Lombardei. Clemens XIV. schaffte ihre Lesung am Gründonnerstag seit 1770 ab. Und der Staat Preußen hätte kein Recht und keinen Anlaß, dem Papste ernste Vorstellungen zu machen, wenn man in Rom das alte gefährliche Spiel mit dem Feuer in aufsehenerregender Weise wieder anhebt?

Freilich bei den Ultramontanen gehört es zum guten Ton, dergleichen Aufwärmung mittelalterlicher

Barbarei zu dem officiell vorgezeichneten Lichtbilde unseres Zeitalters zu rechnen, wovon wir oben geredet haben. Herr Kanonikus Moufang sagte 1872 in der sogenannten Jesuitendebatte: Clemens XIV. habe, als er den Jesuitenorden aufhob, „einen Bock geschossen". Eben so despektierlich wird er ohne Zweifel über dessen Abschaffung der Nachtmahlsbulle urteilen. Ich habe nichts gegen einen derben Ausdruck, wo er am Ort ist. Wo er aber etwas Hochachtungswertes lächerlich machen und das sittliche Urteil über geschichtliche Thatsachen verdunkeln soll, verdient er scharfe Rüge. Meinerseits fürchte ich nichts Heiliges zu schwärzen und nichts Erhabnes in den Staub zu ziehn, wenn ich sage: Die heutigen Jesuiten und Jesuitengenossen drehen mit altgewohnter Dreistigkeit der Geschichte eine Nase, wo ihnen die Wahrheit unbequem ist, und behandeln den nach ihrer Theorie unfehlbaren Papst in der Praxis wie einen Schulbuben oder wie einen Wahnsinnigen und einen radikalen Schwärmer, sobald er nicht nach ihrer Pfeife tanzt. Genau ebenso urteilte schon Erasmus über die damalige Mönchspartei, die eine Vorläuferin des Jesuitismus war, und über die Art, wie sie den Papst theoretisch vergötterte, aber praktisch, so oft er ihr in die Quere kam, verhöhnte. Von letzterem Verfahren gebraucht er einen lateinischen Ausdruck von solcher Derbheit, daß er sich hier nicht wohl wiedergeben läßt. — Und durch die Rücksicht auf solche Leute sollte man sich abhalten lassen, den Papst aufs nachdrücklichste vor ihrem verderbten Treiben zu warnen? Wenn das in derselben zugleich maßvollen und entschiedenen Weise

geschähe, in welcher Kaiser Wilhelm dem Papste schrieb, würde es selbst in Italien, wie das dort von namhafter Seite ausgesprochen wurde, die Zustimmung wahrhaft christlich und katholisch gesinnter Männer erhalten.

Ich füge noch eines hinzu. Gewiß sind unter den gebildeten Gliedern der römisch-katholischen Kirche in Deutschland kaum solche zu finden, welche die angedeuteten Absurditäten, die in Rom neuerlich wieder obenauf gekommen sind, zu den Heiligtümern des katholischen Glaubens rechnen möchten. Mit diesen Männern hätte der Staat wohl so viel Fühlung gewinnen können, um seinerseits als Träger der Bildung die krassesten jener Absurditäten auch öffentlich zu mißbilligen, und zu erklären, daß er dergleichen Dingen unmöglich denselben gesetzlichen Schutz gewähren könne, wie den bisher anerkannten Heiligtümern der römisch-katholischen Kirche. Und das wäre vielleicht in mehrfacher Hinsicht heilsam gewesen. Jedenfalls wäre der von der Diplomatie erstrebte Waffenstillstand oder Friedensschluß faul und unhaltbar, wenn er schon durch den bloßen Luftzug der frei ausgesprochenen thatsächlichen und geschichtlichen Wahrheit gefährdet würde und wenn es daher gewissermaßen als patriotische Pflicht gefordert werden sollte, den Ton der Darstellung einer näheren oder entfernteren Vergangenheit nicht einzig nach dem Gegenstande, sondern nach Rücksichten politischer Opportunität zu bemessen. Ich habe meinerseits vielmehr geglaubt, an meinem Teile durch Streben nach strenger Wahrhaftigkeit auch eine patriotische Pflicht zu erfüllen. In Beziehung

auf dieses Streben sagte ich am Schluß des ersten einleitenden Kapitels meiner größeren Schrift: „So habe ich aufrichtig darnach getrachtet, dem Frieden zu dienen, der ohne Wahrhaftigkeit nicht einmal in rein bürgerlichen Angelegenheiten zu erreichen und zu erhalten ist, geschweige in solchen, die mit der Religion zusammenhangen. Sollte ich in Einzelnheiten geirrt haben, was bei deren schwer zu bewältigender Masse als menschlich zu entschuldigen sein dürfte, so werde ich jede sichere thatsächliche Berichtigung dankbar annehmen. Im großen und ganzen hoffe ich durch gewissenhafte Forschung die Wahrheit zu fördern. Diese vermag weitherrschende tiefgewurzelte Vorurteile nicht plötzlich zu überwinden. Doch aber gelangt alles Wahre, indem es seine oft unerwarteten Wege findet, im langsamen sicheren Fortschreiten zum Ziele.“ Mit dieser bescheidenen Hoffnung geleite ich auch den nachfolgenden kleineren Abschnitt, der sich an einen weiteren Leserkreis wendet.

Ich habe freilich keinen Eingang bei denen zu erwarten, welche mit der Willensenergie, die im Jesuitismus oft unser Staunen erregt, zu Gunsten der ein für allemal als Wirklichkeit angenommenen Phantasmen jede nähere Berührung mit der diesen den Platz streitig machenden Wahrheit zu vermeiden wissen. Doch es giebt sicher auch unter den Römischkatholischen solche, welche noch fähig sind, der Wahrheit, selbst wenn sie der eignen Neigung widerstreitet, die Ehre zu geben. Besonders rechne ich in dieser Beziehung auf die Wenigen, welche meine Schrift nicht bloß in Einzelheiten, sondern als Ganzes ernsthaft werden zu widerlegen suchen. Nicht

auf das Gewicht meiner Worte, die bald verhallen werden, sondern auf das Gewicht der offenkundigen Dinge, auf die ich mit vielen andern einfach hinweise, vertraue ich. Es giebt doch gewiß manche in der römisch-katholischen Kirche, welche sich der vatikanischen Zustände, wie ich sie aktenmäßig schildere, im stillen schämen. Und zuletzt wird solche Gesinnung, wenn auch lange zurückgehalten, nicht umhin können, irgendwie laut zu werden. Wenn aber das Eis erst zu schmelzen anfängt, wird es auch brechen. — Auf etwas rascheren Erfolg wage ich, obgleich auch hier manche Vorurteile im Wege stehen, bei denjenigen Protestanten zu hoffen, welche die Art, wie sie bei dem bezeichneten Kompromiß ihre nicht bloß politische, sondern auch religiöse Bundesgenossenschaft mit dem gesteigertsten und übermütigsten Ultramontanismus bethätigten, für evangelisch hielten. Wie ich manche von ihnen kenne, war das nur möglich durch ein Vergessen und Verwirren der vorangegangenen Thatsachen, die ihnen meine Schrift vorhält. Hätten sie diese Thatsachen recht gewürdigt, so würden sie es gerade auch als Christenpflicht erkannt haben, den Ultramontanen des Centrums zuzurufen: So lange ihr nicht das unsägliche Unheil, das ihr in unserem Vaterlande gefördert habt, erkennt und bereut, sind alle eure christlich-brüderlichen Versicherungen nichts als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle! Erst wenn die Konservativen durch ein charakterfestes und unerschütterliches Geltendmachen der Wahrheit, das den besten Männern aller Parteien Achtung abnötigte, das Centrum zu der Anerkennung bewögen, daß es gewisse allgemein-menschliche, patriotische

und christliche Pflichten bisher nur zu sehr vernachlässigt habe — erst dann könnte an die Stelle des nicht bloß leeren, sondern auch verderblichen Scheins der Harmonie, der am 4. Mai d. J. so überschwenglich gepriesen wurde, eine für ganz Deutschland hoch erfreuliche Wirklichkeit treten: nämlich eine aus der Wahrheit stammende Verbrüderung von Evangelischen und Katholischen auf dem gemeinsamen christlichen Grunde. Diese Einsicht wird bei den ehrlich Evangelischen, die sich damals täuschen ließen, nicht lange auf sich warten lassen. — Ich hoffe andrerseits auf einige Zustimmung auch bei den Gegnern jener Konservativen, und zwar nicht nur nach Seiten dessen, was ich verneine, sondern auch nach Seiten dessen, was ich bejahe. Der edlere Liberalismus erkennt jetzt an, daß er, um Rom erfolgreich zu widerstehen, an das protestantische Bewußtsein appellieren muß. Dieses aber ist eine berechtigte und heilsame weltgeschichtliche Potenz nicht durch bloßes Protestieren und Negieren geworden, sondern nur dadurch, daß es positives christliches Bewußtsein ist. Und eben das wird auf liberaler Seite nur zu oft außer Acht gelassen. Nicht, daß der politische Konservativismus irgendwie mit dem Christentum zu identificieren wäre: ich erinnere an den scharfen Widerspruch, den dagegen einst nach den in England gemachten Erfahrungen Thomas Arnold erhob — ein in unserer evangelischen Kirche allgemein hochgeachteter Name. Er hielt denjenigen Konservativismus, der das Alte als solches um jeden Preis conservieren will, für eine schleichende Krankheit, gefährlicher noch als die akute des Radikalismus. Er war, wie noch jetzt in England

viele gläubige Christen, ein gemäßigter Liberaler. Aber bei uns fällt der Liberalismus nur zu oft mit dem religiösen Indifferentismus zusammen. Gerade dadurch hat er, wie meine Schrift das andeutet, den Protestantismus in der Erfüllung der positiven Aufgabe, die ihm durch die vatikanische Umwälzung gesetzt war, gelähmt, den Staat in eine übermäßige Anwendung des Princips der Parität hineingetrieben und gewisse krankhafte Elemente unserer Kirche in ihrer Sympathie mit dem unsinnigsten Ultramontanismus bestärkt. Der Liberalismus hat recht, unsere jetzige Lage bedenklich zu finden; aber er hat unrecht, dies lediglich der Regierung und den Konservativen zur Last zu legen, er sollte zu erkennen suchen, welchen Anteil der Schuld er selber trage und welches Recht er auf konservativer Seite anzuerkennen habe.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf diejenigen, welche den sogenannten Kulturkampf im Sinne einer dem Christentum feindlichen Kultur aufgefaßt haben. Ihre Ohnmacht ist dabei, so oft sie auch in einzelnen Stücken dem Centrum gegenüber Richtiges gesagt haben, mehr und mehr zu Tage getreten. Der vatikanische Katholicismus ist eine schwere Krankheit des religiösen Geistes; aber es ist in ihm, was die Auffassung der socialen Probleme betrifft, noch immer etwas Großartiges. Er kann nur durch die Macht des Evangeliums und des religiösen Gewissens wahrhaft überwunden werden. Diejenige Kultur, welche dieser Macht ebensosehr als dem entarteten römischen Christentum entgegenzuwirken suchte, konnte in unserem Volke, da es

im großen und ganzen entweder katholisch oder evangelisch sein will, keinen andern Boden finden, als den sehr kümmerlichen einer seichten und kranken Halbbildung. So hat der Name Kulturkampf nicht ohne Grund den Beigeschmack einer gewissen Ironie erhalten. Und insofern werden auch wir froh sein, wenn der Name begraben wird. Aber für die echte Kultur muß freilich auch ferner fortgekämpft werden. Denn davon sind auch wir überzeugt, daß die letzte Konsequenz des siegreichen Vatikanismus eine neue Barbarei wäre, viel schlimmer als die des Mittelalters, in welchem doch daneben die lebenskräftigen Keime der Zukunft lagen, eine Barbarei, von welcher zwei wesentliche Stücke uns bereits in den beiden neuen Heiligen, Arbues und Labre, vor Augen gestellt sind. Man kann fragen, welches das größere Unglück wäre, der Sieg dieser Barbarei, welche Christentum, oder jenes Antichristentums, welches Kultur sein will. Glücklicherweise könnte weder der eine noch der andere Sieg von Dauer sein. Das alles sagen wir nicht so, als ob wir in einem Humanismus, der zum Teil durch die Schuld der Kirche dem Christentum entfremdet ist, nicht auch edlere Züge gern anerkennten, wo sie vorhanden sind: das Streben nach idealen Gütern, den Gegensatz gegen den gedankenlosen und geisttötenden Materialismus, gegen die frivole Sinnlichkeit und den Dienst des goldenen Kalbes. Auch kann selbst mit einem edleren Pantheismus eine gewisse individuelle Religiosität verbunden sein. Aber in socialer Beziehung sind alle solche Richtungen völlig unfruchtbar. Die menschliche Gesellschaft bedarf gerade eines solchen Gottesreiches, wie Christus

es gestiftet hat, einer lebendigen religiösen Gemeinschaft, die alles Gottverwandte in der menschlichen Natur anzuziehen, zu kräftigen, zusammenzuschließen imstande ist. Alle seit der französischen Revolution gemachten Versuche, eine neue Religion an die Stelle des Christentums zu setzen, verfallen dem Bann der Leerheit und Lächerlichkeit. Das hat David Strauß nach den an den sogenannten freien Gemeinden gemachten Erfahrungen mit seiner löblichen Offenheit bekannt. Er wollte für sich selbst noch als Materialist die Ideen des Gottesreiches und der Erhebung über die Natur festhalten. Aber für andre war solche Inkonsequenz ungenießbar: so diente er wider Willen nur der atheistischen roten Demokratie, die er haßte und fürchtete. Ganz für den nämlichen Effekt arbeiten noch immerfort eine große Anzahl charakterloser Zeitungen und Journale, die sich einst vor jener Offenheit entsetzten, mit der Strauß bekannte, kein Christ mehr zu sein und nur noch in bedingtem Sinne Religion zu haben, die aber nichtsdestoweniger seitdem Straußische und ähnliche Brocken dem armen Volke vorzuwerfen nicht aufhören. Sie haben der roten ebensowenig als der schwarzen Internationale eine andre Position entgegenzustellen, als die von hohlen Phrasen. Die bloße Negation aber hat gegen mächtige falsche Positionen nie etwas ausgerichtet. Nur in dem lautern Evangelium liegt die Kraft sowohl zum siegreichen Kampfe wider alle Mächte der Finsterniß, als zur endlichen Versöhnung und Vereinigung aller derer, die aus der Wahrheit sind. Nur das Christentum, obgleich es immer wider der Stein zu sein scheint, den

die Bauleute verworfen haben, bewährt sich durch alle weltgeschichtliche Krisen hindurch, auch den Gefahren gegenüber, welche heutzutage die Existenz der Gesellschaft und der Bildung von verschiedenen Seiten her bedrohen, als die Macht, an welcher sich, wie der greise Goethe bezeugte, die verzagende Menschheit immer aufs neue aufrichtet, als die einzig mögliche Weltreligion, welcher die Zukunft gehört, weil sie in einzigem Sinne von oben stammt, aus dem ewigen Quell alles wahren Lebens und Lichtes — denn „es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darin wir sollen gerettet werden", als der Name Jesu Christi. Wo man von ihm sich abwendet, schlägt auch ein edles Ringen nach Freiheit immer aufs neue in Knechtschaft um; wo man aber in seinem Namen Knechtschaft verlangt und nährt, da kennt man ihn nicht. „Denn der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit."

Halle, in der Woche vor Pfingsten 1882.

Der Verfasser.

Schon oft haben einsichtige und in politischer Thä- 27
tigkeit erfahrene Männer bemerkt, daß auch die besseren Päpste in Sachen, die ihre Weltherrschaft berühren, nicht dasjenige zu behaupten und durchzuführen imstande sind, was sie als recht und billig erkannt haben. Die römische Kurie, ihre Dienerin, ist eben mächtiger, als sie. Und die Mitglieder und Anhänger derselben haben es für vorteilhaft gehalten, jene Herrschaft um jeden Preis zu stützen und auszubreiten, sei's auch mit den nicht immer feinen Künsten, mit welchen sie begründet wurde. Ihr „Papst-König" sollte und mußte regieren, wie sie es wollten. That er ihnen den Willen, so war er ihr „Vice-Gott" und ihre niedere Schmeichelei übertraf noch die Höflinge des alten Rom, wenn sie ihre Kaiser Götter nannten. Durften doch diese wenigstens über den verstorbenen Kaiser sich frei äußern! Unter einem Nero konnte Seneca gegen die Apotheose des Kaiser Claudius seine „Apocolocynthosis" — die Aufnahme des Kaisers unter die Kürbisse — schreiben. Bei den Schmeichlern des Papsttums hingegen gilt es für ein Verbrechen, über der noch so schändlichen oder thörichten Regierung eines Papstes historische Treue walten zu lassen. Selbst ein Alexander VI. hat jüngst seinen Apologeten gefunden. Daher

klagen auch die besten katholischen Geschichtsschreiber, daß die Mehrzahl der Zeit- und Glaubensgenossen nicht einmal die Freiheit ertragen können, welche im XVI. Jahrhundert die Päpste selber in der Beurteilung ihrer Vorgänger sich genommen haben.[1] Freilich: die Papstgeschichte, die mit den kritischen Hilfsmitteln unserer Zeit genau erforscht vorliegt, beweist gar zu deutlich, wie sehr viele päpstliche Dekrete und mit ihnen die ganze römische Kurie und Kirche eine Reformation nötig haben. Aber vor einer solchen ernstlichen Reformation graute die Kurialen immer wie vor Gift und Schlangen. Deshalb war ihnen nicht nur jene historische Treue und Wahrheit jederzeit verhaßt, sondern die päpstlichen Erlasse galten ihnen schon längst für unwiderruflich, wie weiland König Ahasverus' Edikte. Es fehlte ihnen nur noch, daß, was durch ihren Einfluß beim unwissenden Volk gäng und gäbe war, nun mit dogmatischem Ansehn Glaubensgegenstand aller werde, die
28 selig werden wollten. An dies Ziel ihrer Wünsche gelangten sie in unseren Tagen. Ein gefügiges Werkzeug erstand ihnen nämlich in einem Papste, der, eine Zeit lang schwankend, bald ein gelehriger Schüler der Jesuiten wurde und sich die Erklärung seiner Unfehlbarkeit nicht nur gefallen ließ, nein sie brennend wünschte.

Pius IX., ein Mann, den seine Rechtschaffenheit und Milde dem Volke empfahlen (obwohl im abergläu-

---

1) Solche Klage hat noch neuerlich im Sprengel des Bischofs von Rottenburg laut werden dürfen. Man vergleiche die Tübinger theol. Quartalsschrift 1880 S. 644.

bischen Rom viele ihn im Verdacht des bösen Blickes hatten), besaß eine aufrichtige Frömmigkeit, aber es fehlte ihm an christlicher Mannhaftigkeit und Nüchternheit des Geistes; in Dingen allgemeiner Bildung war er mäßig bewandert, in Theologie und Geschichte nahezu ein Ignorant; die wechselvollen Geschicke seines bewegten Lebens vermehrten Aberglauben, Eitelkeit und Selbstbewunderung in ihm, statt ihn zu einer wahrhaft religiösen Erkenntnis seiner selbst und der menschlichen Dinge zu führen. Nachdem er manches andere versucht, war er Priester, Bischof, Kardinal, endlich Papst geworden. Die Anfänge seiner Regierung erweckten eben so viele Hoffnungen in Italien, als sie den Jesuiten Schrecken einflößten. Der General des Ordens nannte ihn eine Geißel der Kirche und wünschte sehnlich, daß bald die Totenglocke des Vatikan dem Papste läuten möchte.[1] Denn vieles, was die Italiener entzückte, mißfiel der Gesellschaft Jesu an ihm, so die aufrichtige Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die alsbald erlassene Amnestie und einige zwar bescheidene, aber doch hochwillkommene Anfänge einer bessern Regie-

1) Die Jesuiten in der Schweiz sagten damals von dem nachher für unfehlbar erklärten Papst, er sei gar nicht mehr der wahre Stellvertreter Jesu Christi, sondern der Held und das Werkzeug des Radikalismus, fähig ihm die Interessen der Kirche und der Religion aufzuopfern. Luquet, die kirchlichen Zustände in der Schweiz S. 40. Vgl. Friedrich, Geschichte des vatikanischen Concils S. 405, welches Werk vielfach einen ausführlichen Kommentar zu dem liefert, was im folgenden kurz dargestellt ist.

rung des Kirchenstaates. Solche unerhörte Vorgänge in Rom erregten keine geringe Bewunderung auch bei vielen europäischen und amerikanischen Protestanten, so daß Massimo d'Azeglio, ein edler und vielseitig gebildeter Staatsmann, sagen konnte, dieser Papst werde vielleicht die Einheit der Christenheit, für welche ein Bossuet und Leibnitz vergebens sich gemüht hätten, wirklich herstellen. Aber zur Erfüllung so großer Hoffnungen gebrach es Pius an Intelligenz und mehr noch an Charakter. In den bald darauf ausbrechenden Wirren, die in blutige Thaten ausliefen, wurde der Papst nicht mit Unrecht mit einem vom Sturm bewegten Rohr verglichen. Er selber freilich glaubte sich noch stets zu hohen Dingen berufen. Hatte er bisher seinem Jahrhundert mitunter zuviel Concessionen gemacht, so fing er jetzt plötzlich an, es ganz und gar unterschiedlos zu verdammen, dem Geiste und den Grundsätzen des Mittelalters eine blinde Bewunderung zuzuwenden und in ihrer Nachfolge fortan auf einem völlig andern Wege seinen Ruhm zu suchen.

Immer mehr verdunkelte sich nun seine natürliche Gutmütigkeit, weil ihm der echte Sinn für das Wahre und Große fehlte. Statt einer lautern Charakterfestig-
29 keit bewies er zähen Eigensinn. Von der nationalen Einheit Italiens, dem Ziele unverhohlener Sehnsucht auch vieler Priester, wollte er nichts hören. Nur vereinzelt brach noch hin und wieder seine angeborene Vaterlandsliebe hervor. Einzig unter französischem Schutze war es ihm möglich aus Gaeta zurückzukehren und sich gegen den Willen seiner Unterthanen noch eine

Zeitlang im Kirchenstaate zu behaupten. Je mehr aber seine weltliche Herrschaft sich ihrem Ende zuneigte, um so eifriger bemühte er sich, ihre Notwendigkeit zum Glaubenssatz zu machen. Schon ergab er sich ganz den Jesuiten. Mit denselben Leuten, deren Bestrebungen Clemens XIV. einst in feierlicher Bulle als unverträglich mit dem Frieden der Kirche erklärt hatte, schloß Pius das engste Bündnis, obwohl es ihm selber mehr als einmal lästig war. Mit ihnen strebte er jene Einheit der Kirche an, die im blinden Gehorsam aller unter einem absoluten Papst bestand. Mit ihnen schuf er neue Dogmen und Satzungen, welche die in einem hohen und freien Geiste wurzelnden Hoffnungen eines Leibnitz auf Wiedervereinigung der Kirchen ferner denn je rückten. Mit ihnen endlich zertrat er auch die letzten Reste von Freiheit unter römischer Herrschaft. Eine Frucht dieses Bündnisses war es gleich anfangs, daß die unbefleckte Empfängnis der Maria proklamiert und damit zum erstenmal, was kein Papst bis dahin gewagt hatte, ein neues Dogma ohne Zuziehung eines Concils verkündigt wurde. Und zwar geschah das nicht nur gegen die Tradition der älteren Kirche, sondern auch gegen die ausdrückliche Lehre eines heiligen Bernhard und eines Thomas von Aquino. So konnte der Papst, ein armer Mensch, im Ernst das von sich meinen, was Vespasian ironisch von sich gesagt hatte: daß er nämlich göttlicher Hoheit teilhaftig werde. Er bildete sich ein, durch seine göttliche Machtvollkommenheit der Gottesmutter und andern längst abgeschiedenen Heiligen endlich die schuldige Ehre verschafft zu haben, deren sie

bis dahin auf Erden entbehrt hätten. Ja er prahlte vor dem Kardinalkollegium in wenig männlicher Weise damit, daß er durch Kanonisierung so vieler Heiligen der armen Kirche „neue Schutzpatrone“ gegeben habe. Unter ihnen auch einen Peter Arbues, den ersten Groß-Inquisitor von Spanien! Es ist nicht zu verwundern, daß ein Mann, der in solchen Träumen sich wiegte, solche Vorstellungen von seiner Allmacht hatte, auch den Staaten Europas den Fehdehandschuh hinzuwerfen wagte. In seinen berüchtigten Edikten, dem Syllabus und der Encyklika, verdammte er Wahres mit Falschem — mit dem Pantheismus, Materialismus und Socialismus die Freiheit des Gewissens, des Gottesdienstes, des Denkens, Redens und Schreibens. Und indem er alles dies als Teufelserfindung brandmarkte, wußte er nicht, wie sehr er selber, indem er aus Mangel an Erkenntnis gar verschiedene Dinge zusammenwarf, dem Reich des Bösen Vorschub leistete. Damals sprach Massimo d'Azeglio, der bekümmerten Gemütes dieser Wandlung zum Schlechteren in Pius gefolgt war und die der Religion vom Papste selbst geschlagenen Wunden schmerzlich beklagte, das Wort aus: Ihm scheine das Papsttum an der Monomanie des Selbstmordes zu leiden. Wie solche Kranken trotz aller ängstlichen Hut ihrer Freunde den unglücklichen Moment ersähen, wo sie sich aus dem Fenster stürzen könnten, so renne auch der Papst aller Warnungen seiner treusten Anhänger ungeachtet jählings ins Verderben. Man könnte dem Azeglio dies vielleicht bestreiten mit dem Hinweis auf die keineswegs zu verachtenden Kräfte, welche

das Papsttum noch entfaltet hat. Allein der klarblickende Mann, der die Kurie immer heilen und erhalten wollte, dachte weniger an den raschen und unerwarteten Untergang der Papstherrschaft, als an den ausgebrochenen Wahnsinn, womit sie gegen sich selber wütete. Nicht den Todesstreich selbst, sondern das selbstmörderische Streben hatte er im Auge. Und ist es nicht erfahrungsmäßig, daß solche, die sich selbst eine Todeswunde beigebracht, bisweilen noch lange fortleben und im Fieber eine Kraft entwickeln, die Fernerstehende zu täuschen imstande ist?

Was Pius bisher unternommen hatte, gründete sich auf die Voraussetzung seines unfehlbaren Ansehns. Noch aber stand die ausdrückliche Erklärung desselben aus. Um diese zu bewirken, ward zuerst eine geheime Konspiration der Jesuiten und ihrer Helfershelfer durch alle römisch-katholischen Länder eingeleitet.[1] Die nichtswürdigsten Verdächtigungen wurden gegen die Gegner des zukünftigen Dogmas ausgesprengt,[2] Schriften mit lügnerischen und ungereimten Sophistereien allüberallhin verbreitet,[3] endlich das vatikanische Concil

1) Vgl. Friedrich, Gesch. d. vatikan. Concils I. S. 242 ff. 289 ff. 295. 356 ff. 426 ff. 507 ff. Der specielle Anteil der katholischen Abteilung des preußischen Kultusministeriums ist S. 311—313 nachgewiesen.

2) Ebendort S. 436. 452. 462 ff. Selbst Brüggemann in der kathol. Abteilung in Berlin beklagte sich über die massenhaft nach Rom gehenden Denunciationen S. 362 Anm. 2.

3) Ebendort S. 431 ff. 503 ff. 512 ff. Die „jesuitische Färbung" der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit wurde dabei dreist anerkannt, vgl. S. 512.

ausgeschrieben, dessen eigentlicher Zweck jedoch so lange als möglich verschwiegen. Vieles stand im Wege: Der heiligen Schrift und der alten Kirche tiefstes Stillschweigen über dies neue Dogma; ferner das Ansehn der größesten alten Lehrer der Kirche, welche im Widerspruch mit solcher Ansicht waren, eines Cyprian, Augustin, Bernhard. Die achtungswertesten Bischöfe und Theologen beschworen den Papst, er möge nicht unbedachtsam den Frieden der Kirche und der Völker stören. Das war anfangs die Ansicht aller deutschen Bischöfe, wenige ausgenommen, die sich bei den besseren und tüchtigeren Männern keines besonderen Ansehns erfreuten. Unter den Franzosen widerstand der Erzbischof von Paris, Darboy, mit demselben Mut, mit dem er nachmals in Ausübung seines heiligen Amtes den Tod von den Händen der Kommunarden litt, dem neuen, widersinnigen Dogma, wie er es nannte, und flehte in brüderlicher Liebe die Väter des Concils an, „doch ja nicht, durch straffes Anziehen des Bandes einer übertriebenen Einigkeit, die innersten Lebenskräfte der Kirche zu hemmen und zu brechen." Durch Konstituirung einer Einheit von „Sklaven, die unter der Herrschaft eines Tyrannen in Schlaffheit dahinlebten", würden sie nur Zwietracht säen und die Christenheit aufs tiefste schädigen. Gleichzeitig ließen die Herrscher von Frankreich, Österreich und Baiern, denen viel lag an der Erhaltung der Kurie, dieselbe ermahnen, sich nicht in ein so gefährliches Unternehmen einzulassen. Allein Pius, in seiner wunderbaren Selbstgefälligkeit, pflegte unliebsame Ratschläge einfach in den Wind zu schlagen.

Begünstigt wurde das verderbliche Vorhaben einerseits 31
von der krassen Unwissenheit und zur Knechtschaft neigenden Unterwürfigkeit des katholischen Volkes und der meisten Priester gegenüber den Bischöfen, andererseits von der Lauheit und Indifferenz eines entchristlichten Geistes, der die Gefahren des neuen Glaubenssatzes mehr belachte, als begriff. Dazu kamen noch gewisse Zeitbewegungen, von denen die Folge war, daß nicht wenige das Dogma, wenn nicht für wahr oder gewiß, doch für nützlich zur Befestigung schwankender Gemüter ansahen. Alles übrige besorgten die Regisseure des Concils mit List oder Gewalt, wobei sie leider nur zu sehr sowohl auf die Trägheit der Gegner, als auf den Eifer ihrer Trabanten rechnen konnten. So durfte mit Recht ein deutscher Zuschauer des Concils dasselbe damals mit einem Ausdruck bezeichnen, den Leibnitz von dem tridentinischen gebraucht hatte, um die heimliche Geschäftigkeit und die dunkeln Anschläge der herrschenden Partei zu bezeichnen: un concile de contrebande.[1] Mit Füßen getreten wurde dort alle christliche Wahrheit und Aufrichtigkeit, weil sie sich sträubten, Marionetten gleich sich leiten zu lassen und die Diktate der Kurie knechtisch nachzusprechen. Es herrschte teils die der Genauigkeit ermangelnde, rein scholastische und jesuitische Gelehrsamkeit einzelner, teils die stupide Ignoranz der großen Mehrzahl, teils feige Furcht, Heuchelei und Schmeichelei. Dies alles ist den redlichsten und gelehrtesten Männern aus allen Völkern der Christenheit, sofern sie

1) Quirinus, römische Briefe S. 14.

nur offene Augen haben, vollkommen bekannt, sowol durch das, was die „Papalini“ öffentlich, vor aller Welt im Concil verübt haben, als durch die Klagen so mancher hervorragender Bischöfe selbst über gewisse „Mysterien der Ungerechtigkeit“ — Klagen, die sie nachmals nur zu gern der Vergessenheit anheim gegeben hätten.[1] Einen der schlimmsten Streiche, der auf Anstiften des Papstes selbst vor versammelten Vätern vollführt wurde, deckte der Erzbischof von Paris auf der Stelle auf,[2] aber den Papst und seine Parteigänger brachte solche Beschämung nicht im mindesten aus der Fassung. So kam es, daß das Concil gehorsam sich selber den Todesstoß gab, als es erklärte, der Papst solle fortan unabhängig von jedem Concil alleiniger unfehlbarer Richter in Glaubenssachen sein. Hätte Massimo d'Azeglio dies noch erlebt, ich glaube, er hätte ausgerufen, daß damit zugleich die Manie des Selbstmordes auch im Papsttum selber bereits auf der Spitze sei. Der Papst aber, nachdem er das bis dahin heilig gehaltene Ansehn der oekumenischen Concile für künftige Zeiten vernichtet, freute sich, sein Ziel erreicht

---

1) Vgl. Lord Acton, Sendschreiben an einen deutschen Bischof, München Sept. 1870.

2) Quirinus, römische Briefe S. 596 ff. Es heißt dort nach aktenmäßiger Feststellung der Thatsachen S. 597 f.: „Eine schamlosere Überlistung eines Concils ist wohl noch niemals versucht worden. Sofort erhob sich Erzbischof Darboy und protestierte gegen dieses Taschenspieler-Manöver. Die Legaten mußten wirklich, so demütigend dies auch für sie war, die Sache für jetzt fallen lassen.“

und einen überaus glänzenden Sieg davongetragen zu haben.

Um dieselbe Zeit hatte der Kaiser der Franzosen, von andern Siegen träumend und nicht ohne den Einfluß seiner Gemahlin, die den geheimen Plänen der klerikalen Partei nicht ferne stand, Deutschland den 32
schwerverantwortlichen Krieg erklärt. Der Ausgang desselben täuschte auch des Papstes Berechnungen. Dieser selbst wurde seiner weltlichen Herrschaft beraubt. Italien erlangte Rom, Deutschland seine Einheit. Doch ließen unsere Landsleute mitten unter den Triumphen und Sorgen des Krieges die Keime neuer Zwietracht, welche päpstliche Anmaßung ausgesät, nicht außer Acht. Die Einsichtigen erkannten die Schwere der schleichenden Krankheit. Sie wiesen hin auf den maßlosen Machtzuwachs der Kurie, auf den Untergang der letzten bischöflichen Freiheiten, auf die völlig veränderte Lage der römischen Kirche überhaupt und auf die Kriegserklärung der Kurie an die Staaten, vornehmlich an Deutschland. Jene Männer thaten, was sie mußten. Ich habe damals ebenfalls gern eine Gelegenheit ergriffen, die sich mir in besonderer Weise bot. Es sei erlaubt, hier daran zu erinnern, weil es von Wert sein dürfte, mit dem damals Gesagten die ganze Zeit wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, in welcher durch die Anfänge des Kampfes mit der Kurie die Gemüter der Menschen, ob diese gleich durch so mannigfaltige und große Ereignisse ganz anderer Art in Anspruch genommen waren, bereits berührt wurden.

Es war gegen das Ende jenes denkwürdigen Jahres, als August Tholuck sein Jubiläum feierte. Der durch seine Gelehrsamkeit, seinen Geist und sein unermüdliches christliches Wirken auch im Auslande wohlbekannte Senior unserer Universität war durch ein halbes Jahrhundert die Zierde derselben gewesen. Die Zeiten schienen einer Feier ungünstig. Ein Teil der Lehrer und Hörer stand im Felde, die Daheimgebliebenen lebten unter dem Druck der Sorge für das Leben der Ihrigen. Dennoch war es der allgemeine Wunsch, den festlichen Tag nicht ungefeiert vorübergehen zu lassen. Unter den von allen Seiten einlaufenden Glückwünschen und Adressen befand sich auch die der Freiwilligen, welche, unter den Mauern von Paris beständiger Gefahr ausgesetzt, dennoch dem teuren Lehrer ihren Anteil zu bezeigen nicht vergaßen. Dem Verfasser wurde die Aufgabe zu teil, namens des akademischen Senates die Festschrift zu dem seltenen Tage zu schreiben.

Er wählte sich einen Gegenstand, der den Gedanken des Jubilars nicht ferne und durch den Krieg mit der mächtigsten der neolateinischen Nationen ihm nahegelegt war, nämlich „die Wechselwirkungen zwischen den roma-
33 nischen und germanischen Völkern.“ [1] Es galt nachzuweisen, wie, ungeachtet aller Hemmnisse von menschlicher Seite durch Gottes Vorsehung die Völker zum Austausch ihrer geistigen Gaben und Eigentümlichkeiten geleitet wurden, und wie gerade dies der päpstliche

1) De Romanarum et Germanicarum gentium consortio. Halis d. II. m. Dec. a. 1870.

Primat anfänglich beförderte, später aber verhinderte. Denn seine Entartung in die schlimmste Gewaltherrschaft (dies suchte ich zu vergegenwärtigen) hatte unter den lateinischen Völkern zur Folge, daß bei ihnen, da sie weder die Schäden jener Herrschaft, noch ihre Heilmittel zu ertragen vermochten, die Grundfesten der menschlichen Gesellschaft geschädigt wurden und ins Wanken gerieten. Ich zeigte, wie es jenem wenig christlichen Reiche weder früher, noch in unsern Tagen an zahlreichen Anhängern gefehlt habe, welche, jeder Rücksicht auf Wahrhaftigkeit und Ehre bar, kein Bedenken trugen, unter dem Vorwande der christlichen Religion den Haß zwischen den beiden großen Völkerfamilien zu schüren und in Deutschland selbst einen Brennstoff aufzuhäufen, der zu gelegener Zeit entzündet werden sollte.[1] Daß nichtsdestoweniger eine ganze An-

---

1) Neben der „Welfen-Legion", deren Abteilungen Napoleon 1868 in Frankreich aufnahm, bleibt aus demselben Jahre unvergessen die nackte Unverschämtheit, mit welcher Sigl's „Vaterland" auf Preußens sicher erwartete Niederlage durch französische „Kugelspritzen und Chassepots" spekulierte (s. die Stellen bei Götting, Canossa S. 15). Beide Strömungen schienen durch den Aufschwung von 1870 zu verschwinden, und wagten sich erst infolge des Vatikanismus und der Bildung des Centrums allmählich wieder ans Tageslicht. Der Anteil der französischen Ultramontanen an der Kriegserklärung von 1870 ist allbekannt. Der vom Papst hochbegünstigte Veuillot brachte im Univers ein nach der Melodie der Marseillaise zu singendes Lied, das den Abfall der Rheinländer von ihrem „protestantischen Könige" mit beigefügter lügenhafter Schmähung in Aussicht stellte und die Franzosen warnte: „Bismarck veut Metz, Bitche et l'Alsace,

zahl deutscher Bischöfe gleich nach ihrer Rückkehr vom vatikanischen Concil sich kläglicher Weise zu Dienern und Werkzeugen eines solchen Geistes hergegeben haben, erwies ich rein thatsächlich aus ihren Worten und Werken und aus der von ihnen kundgegebenen traurigen Sinnesänderung.

Einiges aus dem damals Geschriebenen gebe ich nun wörtlich:

„Mit welchem Freimut die deutschen Bischöfe trotz des sie oft unterbrechenden Lärmens der Päpstlichen auf dem Concil sprachen, das ist genügend schon aus dem einen Briefe zu ersehen, welchen ein vornehmer englischer Katholik, Lord Acton, an einen der Bischöfe selbst in deutscher Sprache geschrieben hat. Dort findet man die schlagendsten Äußerungen beisammen. Man kann auf wenigen Seiten nebeneinander gestellt lesen, was der Mainzer Erzbischof, was die österreichischen Kardinäle, was die andern gesprochen haben. Unter bösen Anzeichen, sagen die geistlichen Würdenträger, sei die Definition des neuen Dogma begonnen, unter schlimmeren werde sie vollführt. Der Kirche drohe ein neues Schisma und der unversöhnliche Haß der Draußenstehenden. So werde das Concil, das berufen worden sei, um die Schäden der Kirche zu heilen oder doch zu lindern, jede mensch-

---

pour y faire adorer Luther“ (s. die betr. Strophe vollständig in m. erwähnten Festschrift von 1870 p. 17). Daß die bezeichneten Bischöfe, indem sie sich dem Vatikanismus unterwarfen, jenem bösen und fanatischen ultramontanen Geiste, dem „Schwarzen Internationalen“, gewiß ohne das gleich zu durchschauen, furchtbaren Vorschub geleistet haben, das liegt jetzt klar vor Augen.

liche Hoffnung auch auf deren künftige Heilung unmöglich machen, die Herzen der treusten Anhänger verwirren und den Ungläubigen willkommene Gelegenheit zu Spott und Hohn bieten. Erscheine doch die Definition des Dogmas vielen Theologen als völlig absurd und logisch unmöglich. Zweifellos würde dadurch der ganzen innersten Denkweise der älteren Kirche der Krieg erklärt; das Ansehn der kirchlichen Canones, welche Absetzung eines häretischen Papstes anordneten, würde dahinsinken; ja evidenten Thatsachen würde ins Gesicht geschlagen wer- 34
den, da Papst Vigilius höchst bedenklich im Glauben gestanden, Honorius geradezu wegen Häresie verdammt worden sei. Überdies sei in vielen Gegenden, wie das durch anwesende Bischöfe bezeugt werde, die betreffende Lehrmeinung völlig unbekannt und unerhört; dieselbe dennoch wie einen allgemeinen und allezeit gültig gewesenen Glaubensartikel annehmen, hieße der Kirche den Todesstoß versetzen. Lieber sterben, als darein willigen! Käme es doch dazu durch eine wider göttliche Wahrheit und göttliches Recht unternommene Verschwörung, so dürfe man die Synode, die ohnehin den häßlichen Makel der Gewalt gegen ihre Mitglieder an sich trage, nicht für eine ökumenische halten."

„In diesen und andern starken Äußerungen schien die christliche Freiheit, die in der ewigen Stadt einen Jahrhunderte langen Schlaf gethan hatte, wie vom Sturm plötzlich erwacht zu sein. Der Papst, von seinen Schmeichlern umgeben, ward aufgebracht. Die Jesuiten wüteten. Aber wer die evangelische Wahrheit mehr liebte, als die Herrschaft jenes Ordens, der freute sich.

Unter den Segenswünschen der Besten reisten die deutschen Bischöfe wie nach wohl vollbrachtem Werk, ob sie schon den Sieg der gegnerischen Partei nicht hindern konnten, in die Heimat. Aber was geschah hier? Zu Hause angekommen proklamierten sie sofort fast sämtlich dasselbe Dogma, dem sie sich vorher mit solcher Standhaftigkeit widersetzt hatten. Gleich als hätten sie in Rom eine ihnen eigentlich fremde Rolle gespielt und nun erst ihre wahre Gestalt wieder angenommen, geboten sie, mit ganz vereinzelten Ausnahmen, daß die Unfehlbarkeit des Papstes, als ob sie immer und überall von allen bisher wäre geglaubt worden, auch künftig bei Strafe geglaubt werde. Den Machthabern der Kirche war man plötzlich gewichen und wetteiferte nun gar mit ihnen. So geschwind, wie sie ihre eigene Gesinnung gewandelt hatten, fingen die Bischöfe an, gegen diejenigen vorzugehn, welche ihr Gewissen hinderte, auf Befehl des Papstes denselben Sprung zu thun. Sie glauben wohl, während des ungeheuren Krieges, der die Aufmerksamkeit auf anderes lenkt, dies alles ohne Gefahr und ohne Beschämung wagen zu können. Gründe scheinen unnötig, mit Gewalt geschieht alles; wo sie schweigen, sollen auch die andern schweigen. Aber es ist, als ob ihr Stillschweigen laut verkündete: Unsere Beschwerden und Klagen zu Rom waren die Phantasieen Fieberkranker, unsere herrlichen Bekenntnisse waren eitel; was wir für verderblich hielten, waren treffliche Ratschläge; unsere Gegner waren klug und weise, wir Thoren; jene rechtschaffen, wir Verleumder; Wahrheit und Recht dort, hier auf unserer Seite Irrtum

und Ungerechtigkeit. So müssen sie denken, wenn ihre gegenwärtige Gesinnungsäußerung eine aufrichtige ist. Daher auch jener Engländer die gerechte Forderung an sie richtet, falls sie wirklich so denken, auch vor aller Welt zu gestehn, daß sie in Rom eine Todsünde begangen, und wegen des gegebenen Ärgernisses die ganze Christenheit um Verzeihung zu bitten." [1]

„Wie ruhmwürdig wäre es hingegen gewesen, wenn sie, auf dem Concil durch die Jesuiten besiegt, aber Sieger vor Gottes Augen, und ihm mehr gehorchend als den Menschen, die verderblichen Machinationen jener Partei vor der christlichen Welt aufgedeckt und durch ihre Festigkeit vereitelt hätten! Im Wege steht freilich grade auch in manchen edlern Geistern ein tief gewurzeltes Pietätsbewußtsein dem römischen Pontifex gegenüber. Wer wird nicht bei einem verehrten und vielgeprüften leiblichen Vater manchen Fehler lieber mit Stillschweigen übergehn, als laut tadeln? Aber wenn nicht einmal das immer angeht, wie viel weniger darf man da, wo es sich um das Heil vieler Tausender handelt, einen Abfall von der Wahrheit oder ein erschlichenes Lob mit dem Mantel der Pietät zudecken? Scheute doch ein Möhler, der dem heiligen Stuhl wahrlich ergeben genug war, vor dem Ausspruch nicht zurück, daß manche Päpste würdig gewesen wären, bei Lebzeiten von der Hölle verschlungen zu werden. Aber die schlimmsten unter ihnen haben der Kirche nicht eine solche Wunde geschlagen wie der, welcher seine und ihre

1) Lord Acton a. a. O. S. 18.

Unfehlbarkeit als ein heiliges, jetzt endlich geoffenbartes Mysterium den Völkern aufdrang. Daß er das über sich vermochte, verriet einen tiefen Schaden in seinem Innern."

Die schon damals weit und breit ersichtliche Verwirrung der Gemüter, welche das neue Dogma anrichtete, schilderte ich gleichzeitig in folgenden Worten: „Die Feinde des Christentums triumphieren; sie, die schon längst verlernt haben, jenes von seinen jesuitischen Zerrbildern zu unterscheiden, schreien, daß nun alle alten Lügen durch diese neueste überboten, und Frömmigkeit ein Kinderspott geworden sei. Andererseits erheben die Pharisäer ihr Haupt, denen die Religion nur Mittel für ihre Herrschsucht ist. Diese blinden Blindenleiter mit ihrem Anhang lassen es sich angelegen sein, ihre hervorragendsten Gegner, da es mit vernünftigen Gründen unmöglich ist, und mit Schwert und Scheiterhaufen nicht wohl angeht, mit Verdächtigungen zu beseitigen. Aber die Wohlgesinnten trauern. Entgingen ihnen auch schon lange die Schäden nicht, welche seitalters der Kurie anhafteten, so hielten sie doch an dem Bande
36 fest, das so viele Nationen umschlingt. Sie wollten noch nicht an der Möglichkeit einer künftigen Heilung der römischen Zustände verzweifeln. Bisher brauchten sie wenigstens nicht alles, was vom Stuhle Petri ausging, für göttlich zu halten. Jetzt aber sollen sie an die Unfehlbarkeit derer glauben, welche einst die Bartholomäusnacht und andere ähnliche Greuel öffentlich vor der Stadt Rom und vor der ganzen Christenheit als glorreiche Thaten gepriesen haben!"

Dies alles wurde bereits im November 1870 gedruckt. Ich erlaube mir darauf hinzuweisen, um den verbreiteten Irrtum zu widerlegen, als ob erst zwei bis drei Jahre später durch jene bekannten Gesetze in Deutschland der Krieg mit der Kurie entbrannt sei.[1] Im Gegenteil war schon beim Beginn des deutsch-französischen Krieges unverkennbar, daß die oben beschriebene Bewegung keineswegs eine bloß innere Angelegenheit der römisch-katholischen Kirche war, sondern daß man im Sinn und Geist des Syllabus mit Aufbietung aller Kräfte gegen die evangelische Kirche wie gegen den modernen Staat Front machte. Deshalb sprach ich in meiner damals verfaßten Abhandlung von „einem kirchlichen Kriege, in welchem vornehmlich unser Volk mit geistigen Waffen streiten müsse." Und ich vergaß nicht hinzuzufügen, daß es sich dort um die höchsten geistigen Güter und um die wahre Kultur handle; daß aber eben um diese gegen Unwissenheit und Barbarei in rechter Weise zur Geltung zu bringen, vor allem das erforderlich sei, was unter den dem Papst unterworfenen Völkern so selten sich finde: Wahre Freiheit des Denkens mit wahrer Frömmigkeit verbunden; Widerwille gegen allen Aberglauben und Irrtum, nicht aus Unglauben und Leichtfertigkeit stammend, sondern aus einem wahrhaft gläubigen Sinn und aus dem Gewissen. Ich erinnerte mit Leibnitz daran, daß die Beförderer einer dem Christentum feindlichen Bildung nur eine mit allerlei

1) So Schröder, Vier Jahre Kulturkampf S. 18.

äußerem Wissen verbundene Barbarei (eine barbaries erudita) heraufführen und somit, ohne es zu wissen, die Papstherrschaft verstärken. Endlich betonte ich damals, wie die Bischöfe leider in Deutschland eine nicht unbedeutende, freilich wenig ehrenhafte Unterstützung teils an ihren fanatischen und unwissenden Parteigängern, teils besonders an den Überresten der Welfen fanden, die gegen die Einigung Deutschlands stets gekämpft und, soviel sie an ihrem Teil vermochten, durch Vorspiegelung ihrer großen Zahl und ihres Einflusses Frankreich zum Kriege gereizt hatten.[1] Ich fügte aber hinzu, daß nicht wenige von diesen, als sie die plötzlich über unser Volk heraufbeschworenen Gefahren sahen, in erwachendem patriotischen Gefühl ihre Meinung nicht minder schnell wie die Bischöfe, nur glücklicher, wechselten. Den Bischöfen selbst rief ich in jener Schrift
37 zu: „Eingedenk Eurer früheren besseren Regungen und Thaten möchte ich Euch nicht für so wenig deutsch gesinnt halten, daß Ihr Euch des Beistandes derer nicht schämtet, welche dem in der Not des Vaterlandes hervorgetretenen großen und heilsamen Umschwung so vieler Gemüter völlig fremd geblieben sind. Und ich möchte Euch nicht für so schlechte Christen halten, daß, nachdem Ihr die Überzeugung gewonnen habt, Euer unseliger Meinungswechsel könne vor Gott und Menschen nicht bestehen, Ihr die zeitliche Unehre eines nochmaligen Wechsels Eurer Stellung nicht einer ewigen Unehre vorziehn solltet."

---

1) Vgl. die Anm. auf S. 13.

Diese meine letzte Hoffnung auf einen oder den andern der Bischöfe wollte ich, so gering sie auch war, doch aussprechen, weil ich mich nur spät, sehr spät dazu verstehn konnte, auch an den besten von ihnen verzweifeln zu müssen. Und es reut mich das auch heute noch nicht. Freilich, wie umsonst alle Hoffnung war, leuchtete bald ein. Auch die, welche während des Schreibens jener Worte den Infallibilisten sich noch nicht angeschlossen hatten, folgten dem Beispiele der übrigen. So gaben Deutschlands sämtliche Bischöfe, auf deren männliche Worte vor dem Concil Montalembert und andere Ausländer ein festes Vertrauen gesetzt hatten, der Welt ein gar trauriges Schauspiel. Sie, die ehemals zu Rom, als der Papst allen bessern Rat verachtete, mit dem Mainzer Erzbischof geklagt hatten, jede *menschliche* Hoffnung einstiger Besserung sei dahin,[1] schienen sich jetzt zu freuen, daß die Kirche, mit dem unfehlbaren Papst an der Spitze, keines Heilmittels mehr bedürfe. Hatten sie einst fußfällig den Papst gebeten, er möge durch Neuerungen nicht staatliche Unruhen erregen, so schoben sie jetzt die Schuld an all den ausbrechenden Wirren auf die Regierungen. Gewiß ist nicht allen der Salto mortale ihrer Gesinnungen gleich leicht geworden. Fanden doch manche sich nur mühsam und nicht ohne schwere Seelenqual in die von dem Vatikan ihnen auferlegte Rolle. Andere vollzogen die Konversion so schnell, daß es den Anschein hatte, als wollten sie durch die Eile die Stimme ihres Gewissens ersticken.

---

1) Lord Acton a. a. O. S. 6.

Unter den Zaudernden befand sich der auch bei den Ausländern hochgeschätzte Bischof von Rottenburg. Gestützt auf eine genaue Geschichtskenntnis hatte er die Lügenhistorien der Gegner auf dem Concil mit schwäbischem Freimut aufgedeckt, so daß man von ihm eine Wandlung am wenigsten erwartete. In einem Brief aus jener Zeit schrieb er: Der Papst selber bemüht sich, durch sein Ansehn die Opposition gegen eine Sache tot zu machen, deren Früchte er genießen will. Möchte er doch und die Kurie allein diese Früchte genießen! Aber nachdem er seines Gebiets beraubt ist, verwüstet er nun die Kirche! Nach Rottenburg zurückgekehrt, versicherte er in Briefen an rheinische Katholiken, „er werde das neue Dogma in seinem Sprengel nicht proklamieren. Was ihm dafür bevorstehe, wisse er. Aber er wolle lieber sein Bistum, als die Ruhe seines Gewissens verlieren. Er kenne und verstehe den Schmerz derer, welche in deutschen Landen es erleben müßten, daß ihre Kinder in den Schulen die Infallibilität des Papstes als grundlegendes Dogma lernen müßten." Noch eine Zeitlang nahm man Spuren der hinsterbenden Freiheit[1] war. Er klagte, daß über Nacht das gesamte Episkopat seine Meinung gewechselt und ins Lager der verfolgungssüchtigen Infallibilisten übergegangen sei. Dann begann er selber hin- und herzuschwanken und sich behutsam der neuen Weise in der Kirche zu accomodieren. Schließlich, das Jahr darauf, erklärte er, da er die Kirchenspaltung fürchte, habe er nach

1) Tac. Annales I, 74: vestigia morientis libertatis.

mehrmonatlichen inneren Kämpfen mit dem Vatikan aufrichtig Frieden geschlossen. Wie er es möglich gemacht, was er kurz zuvor schwarz gesehn, plötzlich weiß zu sehn, sagt er nirgend. Er behauptete zwar, da das Concil noch nicht abgeschlossen wäre, sei eine Milderung der Beschlüsse durch Zusätze zu hoffen. Aber geglaubt hat er das wohl schwerlich. Er weigerte sich indessen, das neue Dogma zu verteidigen und anders Denkende anzugreifen. Auch erlaubte er nicht, das sogenannte Opfer der Überzeugung und des Gewissens den Tübinger Theologen, seinen ehemaligen Kollegen, aufzubürden. Wenn man das thäte, soll er erklärt haben, in der That auf sein Bischofsamt verzichten zu wollen, ob er gleich selbst aus Gründen der Kirchenpolitik jenes Opfer insgeheim und bis zu gewissem Maße gebracht hatte. Über Honorius I. glaubte er jetzt günstiger urteilen und so die Kurie in etwas zufriedenstellen zu können.[1] Neuerdings hat er sich gar auf einer großen Katholikenversammlung zu Kostnitz zu der öffentlichen Erklärung

---

1) Übrigens bemerke ich ausdrücklich, daß ich gerade hierauf nicht etwa ein übergroßes Gewicht lege. Auch in der 2. Auflage seines berühmten Werkes über die Concilien hält Hefele gegenüber gewissen ultramontanen Apologeten fest, daß Honorius von dem 6. allgemeinen Concil wirklich als monotheletischer Häretiker verdammt worden sei, und insofern mit Recht, als er durch seine häretischen Ausdrücke der Häresie Vorschub geleistet habe. Nur seine Gedanken meint er jetzt aus seinen anderweitigen Äußerungen als wesentlich orthodox erweisen zu können. Ob die Kongregation des Index damit auf die Dauer zufrieden sein wird?

verstanden: Die Kostnitzer Synode habe geirrt, wenn sie den Papst für alle Zeit der Autorität der allgemeinen Concilien unterordnete. Auch dort jedoch redete er klug und gewandt so, daß er immer noch nicht deutlich zu erkennen gab, er glaube an des Papstes Unfehlbarkeit. Und die Kurie ihrerseits ist gleichfalls schlau und gewandt genug, dem bedeutenden Manne einiges, was beinahe wie Freiheit aussieht,[1] zu belassen. Denn sie wußte nur zu gut, daß kein Bischof dem neuen Dogma
39 in Deutschland mehr genutzt hat, als Hefele durch seine stille Unterwerfung. Ein Franzose, welcher auf jener Kostnitzer Versammlung anwesend war, schrieb hierüber in der Revue chrétienne von 1880: Von Herzen bedauerte ich diesen in seinem Äußern so milden, in seinem Auftreten so gemäßigten Kirchenfürsten, welcher in seinem ganzen Verhalten einen bischöflichen Typus darstellte, wie ihn die Nachkommen nicht mehr sehen werden. Wie er so dastand, seinen Widerruf stammelnd und seines Geistes Selbstverstümmelung vollziehend, da dachte ich bei mir: selig und zu beneiden der, dessen Namen auszusprechen der Bischof mit ängstlicher Scheu sich hütete, Johannes Huß, der in eben der Stadt lieber verbrannt werden, als Glauben und Gewissen verleugnen wollte." Fügen wir hinzu: selig und beneidenswert auch im Vergleich mit dem gelehrten Bischof eine Amalie von Lasaulx,[2] die Bonner Oberin der barmherzigen Schwestern,

---

1) Aliqua simulacra libertatis. Tac. Ann. I. 77.

2) In Betreff ihrer habe ich im 1. Kap. des Er. red. p. 18 an den geistvollen Aufsatz von G. Valbert in der Revue

welche, da sie das neue Dogma des Gewissens halber nicht anerkennen wollte, schwerkrank aus dem Hospital, dessen Vorsteherin sie dreißig Jahre hindurch gewesen, von fanatischen Menschen herausgeworfen wurde und unter den Quälereien und Spottreden derselben „den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben gehalten hat."

Nicht unbekannt ist die Art, in welcher die Päpstlichen die Charakterlosigkeit der Bischöfe rechtfertigen und in ihnen den „Ruhm des Gehorsams" verherrlichen. Alles hängt nämlich an dem durch Maßlosigkeit falschen Streben nach Einheit, an der „lateinischen Krankheit", wie sie Agenor Gasparin genannt hat.[1] Dieselben krankhaften Träume leisteten schon zur Zeit der römischen Kaiser der schmählichsten Knechtschaft Vorschub. „Dir haben die Götter die höchste Entscheidung verliehen", sagte im Senat einst jemand zu Tiberius, „uns ist der Ruhm des Gehorsams geblieben." Und ein anderer: „Der Staat hat einen Leib und muß einen Geist haben, der ihn regiert!"[2] Ganz ähnlich reden jetzt viele, besonders die Jesuiten, über die Kirche und ihre Glieder zum Papste, der unter religiösen Formen die Rolle der römischen Cäsaren wieder aufnimmt. Sie

---

des deux mondes (tome XLI „Une religieuse excommuniée") erinnert, wo S. 707 auf sie das Wort Pascals angewendet wird: Quand les évêques ont des courages de femmes, c'est aux femmes d'avoir des courages d'évêques.

1) Vgl. Er. red. cap. I p. 8.

2) Tac. Annales VI, 8; I, 12.

spotten, wie es scheint, der Worte Christi und der Apostel, die uns verbieten der Menschen Knechte zu werden. Und sehr mit Unrecht beriefen sich die Bischöfe, indem sie solchem knechtischen Geiste nachgaben, auf das Beispiel Fenelons, der, eingedenk seiner menschlichen Schwäche, in der er irren könne, sich dem Papst und der Mehrheit, die zu Bossuet stand, unterwarf. Denn auch wer bei Fenelon zuviel Unterwürfigkeit tadeln müßte, wird doch den Mann immer eher entschuldigen, als seine ihm übrigens so unähnlichen Bewunderer. Damals handelte es sich um subtile theologische Fragen, bei denen er an die Möglichkeit, daß er geirrt haben könne, mit einem gewissen Recht sich erinnerte, hier aber um ein Dogma, dessen Absurdität Hefele vom katholischen und historischen Standpunkt mit so gewichtigen Beweisgründen dargethan hatte, daß deren Gewicht weder er noch sonst jemand je wird entkräften können. Ich zweifle daher auch nicht, daß der gelehrte Mann, der nach seinem eigenen Geständnis dreißig Jahre lang bei den alten Vätern umsonst nach dem neuen Dogma geforscht hat, auch heute noch sich gesteht: „Und es ist doch absurd"; genau so wie Galilei derselben Gewalt weichend sein berühmtes: „Und sie bewegt sich doch" gesprochen haben soll. Die Bischöfe aber, die so dachten, hätten besser gethan, dem Beispiel ihrer alten Vorgänger zu folgen, die, als der Erdkreis arianisch war, mutig die reine Lehre behaupteten. Sie hätten wie Paulus dem Petrus, als er „nicht richtig wandelte nach der Wahrheit des Evangeliums", dem Papst ins Angesicht widerstehn sollen.

Bis dahin nämlich hatte der Episkopat immer noch einen Rest der alten Freiheiten bewahrt. Obwohl die Päpste eine Herrschaft über die gesamte Kirche durch Jahrhunderte nicht ohne Erfolg erstrebt hatten, so lehrte man doch noch immer, der römische Bischof sei nur der primus inter pares den andern Bischöfen gegenüber, die alle gleich ihm nur von Christo ihr Bistum empfangen hätten. Man erinnerte sich an Gregor den Großen, der den Namen eines Gesamt-Oberbischofs (episcopus universalis) von sich ablehnte, damit die Päpste nicht, „indem sie den Ruhm der Einzigartigkeit (gloriam singularitatis) für sich in Anspruch nähmen, diesen allen Brüdern vorzuenthalten schienen.“[1] Eben aus solcher Gleichheit aller schlossen die besten Lehrer der Kirche, nicht der Papst, sondern das Gesamtconcil sei unfehlbar. In dieser Lehre, frei und geistig ausgelegt, fanden auch ein Erasmus und ein Leibnitz nichts, was gegen den wahren Glauben und die menschliche Vernunft streite, da jene ihre Begründung in der Verheißung Christi habe, er wolle unter den in seinem Namen Versammelten sein, und sein Geist werde sie in alle Wahrheit leiten. Wenn Christus dort auch nicht von kirchlich eingerichteten Synoden rede, so könne man seine Worte doch, je mehr die Synoden in seinem Namen raten und thaten, um so eher auf sie anwenden. Das darf in der That auch vom evangelischen Standpunkt, unbeschadet der Befugnis die Beschlüsse der einzelnen Synoden zu prüfen, anerkannt werden. Auch 41

1) Gregorii I. epp. 5, 18 (vgl. 5, 43).

leugnen wir nicht, daß die Concilien der ersten Jahrhunderte, obgleich sich auch ihren Beratungen schon weltliche Leidenschaften beimischten, dennoch unter göttlicher Providenz so gelenkt worden sind, daß sie, indem sie gewissen mächtigen Verirrungen der Zeit entgegengetreten, auch der Zukunft zum Heil gereichten. Auf ihnen ist aber der Consensus der Kirche ohne Mitwirken irgend einer päpstlichen Oberherrschaft festgestellt worden. Heute dagegen hat Pius IX. mit Hilfe des vatikanischen Concils bestimmen lassen, der Papst sei ohne Concil unfehlbar und imstande, in jeder Frage den Sinn der Kirche auszudrücken und von sich aus ihren nötigen Consensus zu bestimmen. Auf diese Weise hat er also „den Ruhm der Einzigartigkeit" an sich gerissen, die andern Bischöfe aber aus der Stellung brüderlicher Gleichberechtigung verdrängt, so daß, wie die Päpste Christi, so sie der Päpste Knechte und Vikare sind. Und dadurch hat in der römischen Kirche eine solche Veränderung, oder vielmehr Revolution stattgefunden, wie weder die Zeiten Gregors VII., noch die des tridentinischen Concils sie gesehen haben.

Das Ungeheure dieser Wandlung der Dinge ist selbst von vielen Protestanten keineswegs hinlänglich durchschaut worden. Dies dürfte auch von dem hochverdienten Kirchenhistoriker Karl Hase zu sagen sein.[1] Derselbe gesteht zwar zu, daß die kirchliche Überlieferung dem neuen Dogma widerstreite; allein insgeheim habe

---

1) Vgl. dessen Schrift: Des Kulturkampfes Ende, 3. Aufl. S. 58.

die römische Kirche seitalters dazu geneigt, und jetzt habe sie nichts weiter gethan, als die seit einem Jahrtausend angemaßte Unfehlbarkeit von den vielköpfigen Synoden auf ein Haupt übertragen. Schon andre neue Dogmen habe sie geschaffen und sei dennoch darin nur ihrer Natur treu geblieben; in diesem neuesten sei die Hoffart, welche sie unter dem Mantel der Demut immer bei sich genährt, auf den Gipfel gestiegen. Sei dies zu ihrem eigenen Verderben durch einen eitlen und unwissenden Papst geschehen, so bleibe sich doch die römische Kirche hierin nur selber gleich. Wenn demnach die Gegner des Dogmas sich Altkatholiken nennten, so wären sie in ihrem Recht, hingegen unterliege die Bezeichnung der Verteidiger des Dogmas als Neukatholiken gerechtem Tadel.

Der berühmte Schriftsteller würde ganz im Recht sein, wenn er das innerste Wesen der römischen Kirche als im Boden des Antichristentums wurzelnd ansähe. Denn sicherlich verdient doch eine Erscheinung, die unter dem Mantel christlicher Demut eine titanenhafte Anmaßung birgt, antichristlich zu heißen. Dieselbe hat die vollkommenste Ähnlichkeit mit der, welche nach dem Apostel in dem Menschen der Sünde, dem Kinde des 42
Verderbens geoffenbart werden wird, „der da ist ein Widerwärtiger und sich überhebt über alles, das Gott oder Gottesdienst heißt, also daß er sich setzt in den Tempel Gottes als ein Gott, und giebt sich vor, er sei Gott.“ Wäre also diese Hoffart das Charakteristische der römischen Kirche, wie der Verfasser ausdrücklich sagt, nun schon seit mehr denn tausend Jahren, so

wäre ihr innerstes Wesen ohne Zweifel das nackte Antichristentum. Aber in der Vorrede zu seiner Schrift, wie auch an anderen Orten, bekennt Hase nach der ihm eigenen Milde des Urteils, es sei doch noch etwas wahrhaft Christliches in der römischen Kirche, was er als solches immer anerkannt habe und noch anerkenne. Allein ein fauler Baum kann nur faule Früchte bringen. Mithin ist das Antichristentum nicht das innerste Wesen der römischen Kirche, sondern nur gleichsam ihr böser Genius, der mit dem besseren in ihr kämpft, oder eine ihr anhängende böse Krankheit. Mithin stammen ferner die guten Früchte daselbst nicht aus den Elementen jener Krankheit des Baumes, sondern aus dessen noch vorhandenen gesunden Säften und Kräften. Und wenn jene Krankheit in dem jüngsten Dogma den Höhepunkt erreicht hat, vielleicht, wie Hase sagt, zum demnächstigen eigenen Verderben der römisch-katholischen Kirche, so sind wahrlich nicht die, welche das verderbenbringende Dogma unterstützen, sondern die, welche es zu stürzen streben, die wahren Söhne jener Kirche. Daher ist denn auch die Bezeichnung Neukatholiken für die Vertreter der in derselben vorläufig siegreichen Neuerung so übel nicht. Die Bemerkung ist nicht überflüssig. Um bloße Worte zu streiten, betrachtet man mit Recht als nicht der Mühe lohnend; bisweilen aber kann doch der rechte oder unrichtige Gebrauch der Worte nicht unerhebliche Bedeutung haben. Gewiß hat jene Seuche, welche auf dem Vatikanum zum Ausbruch gekommen ist und den ganzen Körper der römischen Kirche ergriffen hat, schon lange in ihr gelegen und durch schlimme Vorzeichen sich

angekündigt. Dennoch heißt das Neue in ihrem Ausbruch leugnen so viel als denen Vorschub leisten, die irrigerweise vorher und nachher gesund gewesen zu sein meinen, und denen Hindernisse in den Weg legen, welche mittels der noch übrigen gesunden Kräfte vorher der drohenden Krankheit vorzubeugen strebten und jetzt die ausgebrochene beseitigen möchten. Man leistet jener Kirche bessere Dienste, wenn man die Pflicht der christlichen Wahrhaftigkeit und Liebe ihr gegenüber erfüllt, und jenen Schaden so groß darstellt, wie er wirklich ist. Auch wir wollen das versuchen, sind uns freilich bewußt, daß dies, ohne dadurch bei manchem anzustoßen, nicht geschehen kann. Aber wir halten mit Dante[1] fest daran, daß Worte der Wahrheit, ob sie gleich, vielen lästig, bitter dem Gewissen, das eigene oder fremde Schuld befleckt, gleichsam den Ausschlag unsanft anrühren — doch nicht umsonst gesagt sein werden.

Wie verderblich die Wandlung der Dinge gewesen 43
und wie berechtigt deren Vergleichung mit einer neu ausbrechenden Seuche sei, erhellt schon daraus, daß überall zugleich mit dem neuen Dogma die höchste Steigerung der bereits oben berührten niedrigsten Menschendienerei erfolgte. Wohl begegnet uns manches Ähnliche in der frühern Geschichte der römischen Kirche, aber daß man mit einem so allgemeinen Beifall die Auflegung eines neuen Joches aufgenommen hätte, das

1) Dante Paradiso XVII, 124 ff.: Coscienza fusca
O della propria o dell' altrui vergogna
Pur sentirà la tua parola brusca —
E lascia pur grattar, dov' è la rogna.

war doch bis dahin noch nicht vorgekommen. Nur das alte Rom nach Augustus Tode, wie es Tacitus beschreibt, liefert Seitenstücke zu diesem widerwärtigen Schauspiel. Wir können hier weder auf die zum Teil sehr verschiedenen Ursachen der gleichartigen Erscheinungen eingehen, noch auch ist es nötig, die Charakterunterschiede eines Tiberius und eines Pius IX. ausführlich darzulegen. Jener war kriegstüchtig, umsichtig, in allen Geschäften gewandt, aber von früh an argwöhnisch und zur Verstellung geneigt, ein Meister gewundener und zweideutiger Rede, heimlichen Lastern ergeben, mit einem Zuge zur Grausamkeit und jedem Verbrechen, wenn es der Vorteil erheischte. Pius haben wir als einen von Hause aus wohlwollenden, milden, liebenswürdigen Mann kennen gelernt, der von diplomatischen Zweideutigkeiten so weit entfernt war, daß er den Affekten, in denen allein er dem Tiberius, wenn auch ohne dessen Wildheit, mitunter ähnelt, dem Zorn und dem Übermut, den ungeschminktesten Ausdruck gab. Aber in beiden derselbe Weltbeherrschungs-Trieb und beiden kam dabei derselbe sklavische Gehorsam ihrer Untergebenen entgegen, der in dem ängstlichen Streben, die Einheit festzuhalten, einen tieferen Grund hatte. Je verschiedener darum Charaktere und Sitten sonst sind, um so bemerkenswerter ist die Übereinstimmung in dem beiderseitigen echt römischen Regiment. Dort wie hier wetteiferte hoch und niedrig in dem Bestreben, „sich in die Knechtschaft hineinzustürzen;“ [1] ja je vornehmer man war, um so ängstlicher trug man Sorge,

1) Ruere in servitium. Tac.

sich nicht den Rang im „Ruhme des Gehorsams“ ablaufen zu lassen. Einer und der andere zögerte wohl anfangs ein wenig aus Schamgefühl. War dies aber einmal verleugnet, so ließ gar mancher es sich um so mehr angelegen sein andere mit List, Drohungen und Gewalt nach sich zu ziehn und spielte dabei entweder selber die Rolle des Angebers oder bediente sich niedriger Werkzeuge, um den Charakter der trefflichsten Männer und Frauen zu verdächtigen. Schon wenn jemand die Vorzüge der Freiheit auch nur besprach, galt er als verdächtig. Dagegen fanden die den Beifall der Machthaber, welche das gegenwärtige despotische Regiment, so wie es war, als höchstes Gut für die Menschheit zu erweisen suchten und die unumschränkte Herrschaft eines Einzigen als das einzige Mittel ausgaben, die Schäden der Gesellschaft zu heilen: ihm müsse man die Geheimnisse der Regierung (die arcana imperii) überlassen, ihm allein werde von der Gottheit das rechte Urteil über alle Dinge gegeben. Alle diese Züge sind beiden Zeitaltern gemeinsam. Ja auch das fehlt nicht in der neuesten Papstgeschichte, was Tacitus bei seinen Zeitgenossen als den Gipfelpunkt jener Begeistrung für die Unterwürfigkeit hinstellt, daß nämlich gerade bei den allerschlimmsten Bekundungen und Beförderungen derselben die Liebe zur Freiheit vorgeschützt wurde. So haben das Centrum und sein kluger Führer Windthorst sich wieder und wieder als die Vorkämpfer derselben Freiheit gebärdet, welche der Papst so oft verflucht und niedergetreten hatte. Und doch waren gerade sie in unserem Vaterlande die eigentlichen Hauptstützen jener Begei-

44

sterung für die Unterwürfigkeit, die in der römischen Kirche grassierte. Diese unerhörte Dreistigkeit ist meines Wissens in unserm Parlament kaum jemals mit der erforderlichen Deutlichkeit, Schärfe und Strenge aufgedeckt und zurückgewiesen worden. Mit mehr Energie hielt man in der französischen Kammer neulich (am 21. Juni 1879) den Ultramontanen, als sie in ähnlicher Weise sich mit ihrem Liberalismus aufspielten, gewisse Äußerungen des Papstes so klar und energisch entgegen, daß sie, nachdem sie zuvor noch einigemale widersprochen hatten, plötzlich wie mit einem Schlage verstummten.

Die blutige Gewaltthätigkeit früherer Jahrhunderte, die über eine Bartholomäus-Nacht frohlockte, könnte freilich kein Papst unsers Zeitalters mehr heraufführen, selbst wenn er persönlich einem Tiberius oder Alexander VI. oder auch dem in „frommer Grausamkeit“ [1] vorzugsweise schrecklichen Pius V. noch so ähnlich wäre. Und doch hatte selbst der mildgesinnte Pius IX. Trabanten, welche etwas von dem Geist des Tiberius besaßen und die alten blutigen Gesetze, die bis heute noch nicht aufgehoben sind, in dem Gedächtnis der römisch-katholischen Christenheit wieder auffrischten. Wir meinen die Jesuiten, des Papstes Prätorianer, wie Ludwig I. von Bayern sie nannte, die mit der Zeit die Herren ihres Herrn geworden sind. Sie hauptsächlich haben die geschilderte Umwandlung in der römischen

1) „Pie saevire in haereticos“ — bekannter Ausdruck des Kard. Bellarmin.

Kirche herbeigeführt. Deshalb müssen wir bei ihnen etwas länger verweilen.

In dieser Genossenschaft gab es gewiß jederzeit viele nicht gar schlimme Mitglieder. Manche waren sogar höchst ehrenwerte, lautere Männer, zum Teil Gelehrte von großem Ruf oder Missionare von heroischem Glaubensmut. Sie alle waren begeistert von den Ideeen der einen Kirche und des einen Gottesreichs, für welche der Orden eintrat. Wie tiefe sittliche Schäden an der Art und Weise hafteten, in welcher die obersten Leiter jenes hohe Ziel zu verwirklichen strebten, das sahen die trefflichen Männer, von denen wir sprechen, entweder gar nicht, oder, wenn sie etwas davon ahnten, durchschauten sie es doch nicht völlig, sondern meinten es mit vereinzelten und vorübergehenden Mißgriffen zu thun zu haben. Andere und bei weitem die Mehrzahl, in deren Natur von vornherein Gutes und Schlimmes stark gemischt waren, gelangten auf verschiedenen Stufen der Entwickelung erst zur Kenntnis, dann zur Entschuldigung und Billigung der verwerflichen Dinge, welche aus jenen sittlichen Grundschäden hervorgingen. Aller dieser verschiedenen Kräfte bedienten sich nun die Leiter der Genossenschaft, welche die „Geheimnisse der Regierung“ für sich behielten, mit bewunderungswürdiger Energie, Beharrlichkeit, Klugheit und Umsicht zur Ausbreitung ihrer Macht und ihres Einflusses. Aber je mehr solche Tugenden jesuitisches Gepräge tragen, mit desto mehr Recht nennt man sie glänzende Laster.

Dieser jesuitische Geist war gerade der böse Genius der römischen Kirche, wie wir ihn oben nannten. Ver-

kleidet in einen Engel des Lichts, betrog er die besseren Mitglieder des Ordens und ließ durch sie dann andere betrügen. Während man Christi Reich zu befestigen vorgab, setzten die Ordensgenerale sich selbst an Christi Statt. Ihrer Meinung nach sollten die Päpste durch sie, sie durch die Päpste herrschen. Dem ihnen gehorsamen Papst sollte die ganze Christenheit Gehorsam leisten. In dieser Devotion sollte katholischer Glaube und Frömmigkeit bestehen. Je weniger sich solche Zwecke im Geiste Christi und der Wahrheit erreichen ließen, um so mehr mußten weltliche Mittel angewandt werden. Selbst die innerlichsten Erregungen und Bewegungen der Seele wurden durch äußere Kunstgriffe geweckt. Man erweckte und pflegte mit Hilfe der Imagination und Phantasie einen gewissen Enthusiasmus, der zuweilen in Ekstase ausschlug, und der dann zur Festhaltung gewisser abergläubischer Traditionen desto brauchbarer war. „Diese Künste", sagt Möhler, „hätten schon längst die katholische Kirche gleichsam in eine große Maschine umgewandelt, wenn nicht die Jansenisten, ob sie gleich nach einer andern Seite hin fehlten, Einhalt gethan hätten." Nun konnte aber jenes künstlich aufgeführte Gebäude, das des freien Gottesreiches Rechte usurpierte, ohne Hinterlist und Gewalt gar nicht bestehen! Darin lagen die sittlichen Grundschäden der Jesuiten-Gesellschaft, daher kommt alles andere. Wie sehr schon ihr Stifter Loyola jene Schäden geteilt hat, ist erst durch seine jüngst herausgegebenen Briefe recht ersichtlich geworden.[1]

1) Den Beweis liefert: Druffel, Ignatius Loyola an der römischen Kurie. München 1879. Vgl. besonders S. 26 ff. 34.

Wie derselbe in der abergläubischen und enthusiastischen Begeisterung seinem Orden voranging und im Kampfe für die Herrschaft desselben eine bewunderungswürdige Energie entwickelte, so bewies er auch eine diplomatische Verschlagenheit, die es mit der Wahrhaftigkeit und Rechtlichkeit keineswegs genau nahm. Die Ordensmitglieder sollten Fürsten und vornehme Frauen zu gewinnen suchen und ihnen durch allzugroße Gewissensskrupel nicht Beschwer machen. Ungeachtet seines Eides gegen den Papst verhandelte Loyola heimlich wider die Interessen des römischen Stuhles mit den Königen von Spanien und Portugal. Daher hatte Clemens XIV. vollständig recht, wenn er in der Bulle „Dominus ac Redemptor noster“ die Schäden, welche ihn zur Auf- 46
hebung des Ordens bestimmten, als schon in dessen Anfängen gegründet bezeichnete.

Dieser edle und geistvolle Papst, der in der Theologie und in andern Gegenständen des Wissens und der Bildung wohl bewandert war, würde dem Drängen der Fürsten nach Beseitigung der Jesuiten sicher nicht nachgegeben haben, wenn er nicht selbst von deren Schädlichkeit und Unverbesserlichkeit sich mehr und mehr überzeugt hätte.[1] Seiner berühmten Bulle, die nach ihrem Erscheinen begierig von ganz Europa gelesen wurde, lagen gewissenhafte Erwägungen und, soweit dies bei der Kurie gestattet war, äußerst sorgsame geschichtliche Untersuchungen zu Grunde. Sie verdient auch heute noch gekannt und gewürdigt zu werden. Daß Clemens

1) Vgl. darüber Ranke im 2. Teil der Geschichte der Päpste.

von Loyola, den die Kirche heilig gesprochen, nur Rühmliches sagt, ist nicht auffällig. Aber von der Gesellschaft desselben zeigt er „zum ewigen Gedächtnis", wie sie von Anfang an den Frieden und die Ruhe der Christenheit gestört habe. Auch in den Ordensinstitutionen sei manches, was gerechten Tadel verdiene, besonders die übermäßige und absolute Gewalt der Generale und Superioren; diesen sei die Einmischung in weltliche und politische Angelegenheiten, der Übergriff in das Gebiet des Staates vorzuwerfen; von manchen Ordensgliedern seien „anstößige und die gesunde Moral beschädigende Meinungen und Interpretationen" vorgetragen worden; in den Missionen habe man sich eine unzulässige Akkommodation an heidnische Gebräuche erlaubt; endlich habe die Gesellschaft, „nicht ohne viele Seelen zu Grunde zu richten und die allgemeine Verwunderung der Völker zu erregen,[1] in Europa, Asien und Amerika die heftigsten Zerwürfnisse und Streitigkeiten erregt." Clemens zählt weiter die Päpste auf, welche dem Orden geneigt und gnädig gewesen seien, und die, welche ihn gerügt und in seine Schranken verwiesen hätten. So sei der päpstliche Stuhl in verschiedener Weise selbst in den von den Jesuiten entfachten Zwiespalt verflochten worden. Nähere Auseinandersetzungen hierüber vermeidet natürlich der Papst. Er giebt aber zu verstehen, daß die den Jesuiten günstigen Päpste unweise gehandelt hätten, indem sie ihnen maß-

1) „Non sine ingenti animarum ruina ac populorum admiratione."

lose Privilegien verliehen, und verhehlt seine Übereinstimmung mit denen nicht, welche die gemeingefährlichen Maximen des Ordens verboten, seinen Übermut in Schranken gewiesen und eine Reform desselben, wiewohl vergebens, versucht hätten. Er rühmt Innocenz XI., den von Leibnitz gepriesenen Begünstiger irenischer Verhandlungen, der sich gedrungen gesehn hätte, der Gesellschaft die Aufnahme von Novizen zu untersagen; ähnlich sei ihr gegenüber die Stellung der Päpste Innocenz XIII. und Benedict XIII. gewesen. Wenn hingegen sein unmittelbarer Vorgänger den Orden wieder empfohlen und begünstigt habe, so seien (mit Gregor X. zu reden) die betreffenden letzten apostolischen 47
Erlasse mehr erpreßt, als in rechter Weise erlangt worden.[1] Hiermit wollte er den Übermut, den die Jesuiten auch gegen die Päpste gehegt hatten, verblümt andeuten. Er selbst hatte ihn inzwischen bereits durch eigne Erfahrung kennen gelernt und sollte ihn zu seinem Leidwesen noch reichlicher erfahren.

Clemens hatte zwar die teilweise ungerechte und harte Behandlung, die den Jesuiten in verschiednen Ländern widerfuhr, und die unlautern Motive, die ihrer Verfolgung hie und da zu Grunde lagen, wohl erkannt. Es wäre edler und den Grundsätzen des Christentums entsprechender gewesen, dies offen auszusprechen und dann andererseits der Jesuiten wirkliche Schändlichkeiten um so offener zu verurteilen. Aber

1) „Novissimis apostolicis litteris extortis potius quam impetratis.“

so frei und einfach kann ein Papst um der Politik willen nicht sprechen. Was Clemens bei sich dachte, war richtig. Mochten auch einzelne Jesuiten unschuldig leiden — aus den Akten des Vatikan erhellte die Schuld des gesamten Ordens, die den Abscheu auch der besten Christen auf sich zog. Die Geschichte wird diese Schuld noch viel strenger richten, als der Papst sie gerichtet hat.

So oft nämlich der Jesuitismus in der römischen Kirche die Oberhand gewonnen hat, kann man wahrnehmen, wie zugleich alles Schlechte und Verwerfliche in ihr obenauf kommt. Gerade die Herrschaft jenes Ordens, bei der sich ein ränkesüchtiger Geist mit höchster Energie und geschäftlicher Gewandtheit paart, trägt ein echt römisches Gepräge und erinnert uns an die Art der alten berüchtigten Cäsaren, ganz besonders eines Tiberius. Man kennt die Künste der Jesuiten, wie sie nicht nur den Menschen ein knechtisches Joch aufzulegen, sondern auch in den Geistern die knechtische Gesinnung zu erzeugen und groß zu ziehn verstehen; wie der Geist des Argwohns sich begierig auf jede ihm entgegenkommende Angeberei stützt und wie er in der Geschicklichkeit das Delatorenwesen zu organisieren die höchste Regierungsweisheit erblickt. Bekannt ist ferner ihre Verstellungskunst, die sich in einer fast systematisch ausgebildeten Zweideutigkeit der Rede gefällt, ihre Zähigkeit in der Durchführung geheimer Anschläge, ihre bisweilen verhaltene, aber bald wieder hervorbrechende Grausamkeit, die vor keiner Treulosigkeit, vor keiner blutigen That zurückbebte, wenn's ihre Pläne galt. Zu alle

dem finden sich die allergenauesten Analogieen in Tiberius. Des letzteren geheime Laster wird freilich niemand dem gesamten Orden zur Last legen, dessen Stifter gerade davon die Mitglieder auf alle Weise fern zu halten suchte. Einzelne unerhörte Schändlichkeiten ähnlicher Art sind jedoch bei den Jesuiten von Zeit zu Zeit ans Tageslicht gekommen, und das übertreibende Gerücht hat denn um so eher Eingang gefunden, als die Lehrer des Ordens häufig mit arger Leichtfertigkeit über dergleichen Dinge urteilten.[1] In einem Stück war der alte Imperator sogar besser, als die Glieder der 48
Gesellschaft Jesu. Während diese nämlich ihr Armutsgelübde leichtherzig genug brachen, und, wie Clemens sie anklagt, allgemein im Ruf schlimmer Geldgier standen, blieb Tiberius nach dem Berichte des Tacitus kühl gegen den Reiz des Goldes und haßte schon den Schein jeder Erbschleicherei. Außerdem währte seine Herrschaft doch nur kurze Zeit im Vergleich zu der jesuitischen Bedrückung. Er herrschte 23 Jahre, sie Jahrhunderte. Ihre Schrecken empfand nicht etwa eine Stadt, nein oft genug ein großer Teil der Menschheit. Sie gefielen sich nicht im Morde einzelner, nein sie richteten unter ganzen Nationen ein Blutbad an, indem sie die einen gegen die andern hetzten. Vor allem haben sie Deutschland durch den von ihnen angestifteten dreißigjährigen Krieg, wie daran noch jüngst erst Döllinger erinnert hat, so schwer geschädigt, daß sich dessen öffent-

1) Vgl. Wolf, Geschichte der Jesuiten I 236 ff. 290; II 53; III 225 ff. Huber, der Jesuiten-Orden S. 96 f. 317 f.

liche Zustände durch lange Zeiträume nicht davon erholen konnten. Und nicht genug, daß der Orden solche Frevel beging — er wußte dieselben durch die von Clemens XIV. gerügten anstößigen und sophistischen Lehren zu bemänteln, Mord, Lug und Trug unter Umständen zu rechtfertigen und die dabei angewandten Sophismen so schlau zu verdecken, daß die obersten Leiter dieselben je nachdem bald zu ihrem Nutzen gebrauchen, bald als Mißverständnisse oder böswillige Verdrehungen von sich ablehnen konnten. So waren sie imstande, sogar nach Pascals unsterblichen Briefen doch noch einfältigen Gemütern Sand in die Augen zu streuen und ihrer nicht wenige in der Anhänglichkeit an den Orden zu erhalten, indem sie ihnen und vielleicht sich selbst einredeten, alles für das Reich Gottes zu thun, und indem sie Christus und Belial so trefflich zusammenreimten, daß auch gewissenhafte Geschichtsforscher nicht immer klar zu scheiden wissen, was bei jenen aus einem himmlischen und was aus einem infernalen Geiste stammt.

Indem Clemens XIV. dies alles in gewissem Maße durchschaute, überzeugte er sich, daß nur diejenigen Päpste, welche so unerhörten Schäden entgegenzuwirken gestrebt hatten, dem wahren Geist der Kirche und der Religion gemäß verfahren waren, und nahm sich vor, was sie begonnen, zu vollenden. Er erklärte daher feierlich: mit dem Bestehn des Ordens sei der wahre und dauernde Friede der Kirche kaum oder gar nicht vereinbar. Als ex cathedra fügt er in aller Form hinzu: „Nach reiflicher Erwägung, aus voller Überzeugung und apostolischer Machtvollkommenheit heben wir auf und

vertilgen wir die Gesellschaft Jesu." Das Dekret erregte einen ungeheuren, geraume Zeit durch alle Lande hindurch anhaltenden Sturm unter den Jesuiten und ihren Anhängern. Viele von ihnen, ja die meisten, wurden sofort rebellisch gegen den römischen Stuhl. Der Grundsatz, welchen Loyola im Verborgenen gehegt hatte, „man 49
dürfe zuweilen päpstliche Anordnungen übertreten", wurde plötzlich öffentlich proklamiert; „des Papstes Gewalt sei nicht so groß, wie sie manche ihm über König und Bischöfe beigelegt hätten. Wenn die kirchlichen Instanzen ihre Gewalt mißbrauchten, dürften die Vergewaltigten die weltliche Macht um Schutz anrufen." [1] In diesem Sinne wandte sich der Jesuiten-General Ricci bereits vor dem Erscheinen der Bulle durch seinen Abgesandten an Friedrich den Großen mit der Bitte, er möge das Protektorat über den Orden übernehmen. Der letztere behauptete sich in Preußen hernach noch einige Zeit hindurch, den Papst verachtend. Gleichzeitig verbreiteten die Exjesuiten, die „Lügenapostel", wie Theiner sie nennt, die ärgsten Verleumdungen über Clemens. Zu Rom stachelten sie zwei wahnsinnige Frauenzimmer auf, welche Offenbarungen der Jungfrau Maria gegen ihn öffentlich zum besten gaben. Man drohte ihm mit Gift und Dolch. Nach seinem Tode sprengte man das Gerücht aus, er sei über dem gegen die Jesuiten begangenen Verbrechen wahnsinnig geworden. Durch dies alles wurde

---

1) Die dies aussprechenden, 1774 in Deutschland herausgegebenen Thesen hat Theiner aus der vatikanischen Bibliothek veröffentlicht in: Clementis opp. etc. p. 365 s.

nur um so klarer, mit wie gutem Recht der Orden, welcher derartige Ungeheuerlichkeiten hervorbrachte, unterdrückt worden war.

Nichtsdestoweniger gewannen fanatische Menschen derselben Art nach Clemens' Tode wieder Einfluß in der Kurie. Sie traten wieder als Verfechter des päpstlichen Absolutismus auf. Ihn priesen sie als die einzige Schutzwehr gegen die französische Revolution und die napoleonische Gewaltherrschaft. Es gelang ihnen, Pius VII., dem Papste, welcher wohl in Geduld unter Trübsalen, aber nicht in Unterscheidung der Geister sein Christentum bewährte, die Überzeugung beizubringen, daß fast die ganze Welt die Zurückberufung der Jesuiten ersehne und fordere. Diese Lüge, die er auch in die Bulle setzte, in welcher er ihre Restitution anordnete, konnte ihm bald in ihrer Unverschämtheit klar werden, als aus allen Teilen der katholischen Bevölkerung sich der heftigste Widerwille gegen die Restituirung des Ordens erhob. Aber Pius VII. wollte die Wahrheit nicht sehn. Obwohl die schlauen Gesellen schon so oft der Lüge überführt waren, erklärte der leichtgläubige Papst doch in seiner Bulle: „Im schwanken Schifflein Petri von andauernden Stürmen heimgesucht, könne er die starken und erfahrenen Ruderer nicht entbehren, welche sich erböten, die Wogen des schlimmen Meeres zu durchbrechen, das ihm in jedem Moment Schiffbruch und Verderben drohe." Und das schrieb er in demselben Jahr, in welchem die christlichen Monarchen, darunter auch protestantische, ihm Stadt und Land und alle seine Ehren einmütig zurückgaben! Gegen ihren Willen (den

König von Spanien und einige italienische Fürsten ausgenommen) stellte er die Gesellschaft Jesu wieder her und erklärte denen den Krieg, mit welchen in Frieden zu leben er so vielen Grund hatte. Das Andenken seines edlen Vorgängers Clemens XIV. trat er mit Füßen. Hatte jener erklärt: „Kein wirklicher Friede in der Kirche, so lange es Jesuiten giebt", so übergab er selbst eben diesen Leuten öffentlich nicht nur die Ruder, sondern auch das Steuer der Kirche. Wer von beiden besser über jene zweideutigen Lenker des Schiffleins Petri geurteilt hat, das wird die Zukunft deutlicher, als vielleicht manchem lieb ist, offenbaren. Soviel erhellt schon jetzt: seit dem Augenblick ihrer Restituierung haben die Jesuiten, indem sie bald in die verschiedenen Länder so zäh als schlau eindrangen, bald schimpflich aus ihnen wieder vertrieben wurden, nur immer heftigere Wirren der Art, wie Clemens XIV. sie bezeichnete, veranlaßt. In Rom haben sie, seitdem sie das Steuer an sich gerissen, alle anderen mehr und mehr davon verdrängt; ihre Sätze haben sie mit List und Gewalt der päpstlichen Kirche aufgebürdet, das Papsttum selbst in den tödlichen Kampf mit unserer ganzen Zeit und ihren berechtigtsten Anschauungen und Ordnungen hineingetrieben, — das ist ihr Werk.

Diese Leute also waren es, die, wie wir behaupteten, unter dem von Natur so wohlwollenden Pius, indem sie in der Kirche den Geist der Knechtschaft verbreiteten, zugleich im Papsttum etwas von dem Geiste tiberianischer Gewaltsamkeit erneuerten. Man vergleiche nur ihr Auftreten in der Gegenwart mit dem in den

vergangenen Jahrhunderten. Haben sie etwa jemals wegen der Ströme von Blut, die durch sie vergossen sind, Buße gethan? Im Gegenteil, sie machen kein Hehl daraus: könnten sie, wie sie wollten, sie würden auch heut noch dieselben Thaten thun. Haben sie doch von Anbeginn ihre Billigung zu der Dominikaner-Regel ausgesprochen: Man müsse gegen die Ketzer mit Feuer und Schwert vorgehn, wo immer es ohne Gefahr möglich sei; die allergrausamsten Strafen seien wider sie, so oft es angehe, zu verhängen! Das sollten schon die Knaben im zarten Alter lernen. Während ihnen der Besuch der öffentlichen Theater und Schauspiele, sowie die Anwesenheit bei Hinrichtungen von Verbrechern untersagt wurde, nahm man ausdrücklich die Ketzer-Hinrichtungen aus, denn dabei zugegen zu sein, wäre den Knaben nütze.[1] Und ein barbarisches
51 Blatt wie die „Katholische Civilisation" (Civiltà cattolica) kann es wagen, in unserm Jahrhundert die alte Inquisition als ein erhabenes Schauspiel von höchster Bedeutung für die Gesellschaft zu feiern. Alle, die sie mißachten und der Kirche die Verschärfung der Exkommunikation durch Anwendung der körperlichen Züchtigung und der Todesstrafe wehren wollen, werden, gleichviel ob sie Philosophen oder Theologen, Protestanten oder Katholiken sind, für Feinde Gottes erklärt.[2] Daher kann man verstehn, was Pius im Sinne hatte, als er, vom Geiste der Jesuiten inspiriert, im Syllabus die

---

1) Ratio studiorum Romae 1591 p. 217.
2) Civiltà cattolica 1853 I, p. 555; 1854 VIII, p. 282.

These verdammte, nach welcher die Kirche keine Befugnis Gewalt zu gebrauchen, überhaupt keine zeitliche, direkte oder indirekte Strafgewalt mehr haben soll. Er selbst hatte nämlich von vornherein Lust, den Ketzern Gewalt anzuthun. Er hätte, von jenem Geiste getrieben, trotz seines wohlwollenden Gemütes, vielleicht selbst Scheiterhaufen errichtet, wie weiland sein Vorgänger, sein „heiliger" Pius V., von dem er ausdrücklich versicherte, er habe niemals die Grenzen seiner berechtigten Gewalt überschritten. Denn daß dergleichen heutzutage nicht mehr geschehen kann, war überall der Schmerz der jesuitischen Koryphäen, welche mit ihrem Gift sich in Deutschland und Österreich einschlichen und dabei ihre Grundsätze bald schlau verhehlten, bald frech aussprachen. So predigte z. B. in Wien der Jesuit Schrader, daß nicht allein die Seelen, sondern auch die Leiber der Kirche unterworfen wären.[1] So beklagte in der preußischen Rheinprovinz Schneemann schmerzlich die Böswilligkeit der Menschen, die es zu Wege gebracht, daß nur kümmerliche Reste von den zeitlichen Strafen und physischen Gewaltmitteln übrig geblieben seien, die einst der Kirche zustanden; er empfahl wenigstens Stockprügel und ähnliche Zuchtmittel. Er schöpfte nämlich seine Weisheit aus dem obenerwähnten offiziösen Blatt der Kurie, gleichsam aus der Fabrik, wo die Gifte im großen gemischt wurden. Dort war der Kirche aufs ausdrücklichste das Recht zugesprochen worden, gegen die, welche die Unterwerfung des Geistes verweigern,

1) Schrader, der Papst und die modernen Ideeen S. 64.

einzuschreiten, d. h. sie durch Konfiscierung ihrer Güter arm, durch Fasten mürbe zu machen, oder auch mit Einsperrung und Schlägen sie zu züchtigen.[1] Der Verfasser des bezeichneten Artikels hatte kein Bedenken getragen hinzuzufügen, ohne derartige äußere Gewaltmaßregeln könne die Kirche (wohlverstanden die seinige!) nicht fortdauern bis ans Ende der Tage. Damit verriet er, daß er jedes Glaubens an die christliche Wahrheit bar sei. — Nach solchen Grundsätzen griffen denn auch in der That die Römischen, wo sie nur konnten, zur rohen Gewalt, um ihre Kirche damit zu stützen. Selbst in Deutschland sollen hinter Klostermauern heimlich Mittel der Art angewandt sein. In Spanien und Italien verfolgte man in den ersten Zeiten Pius' IX. die, welche zum Evangelium sich bekannten, ganz öffentlich, kerkerte sie ein, quälte sie auf die grausamste Weise.
52 Um die Zeit, da die weltliche Herrschaft des Papstes zu ihrem Ende sich neigte, proklamierte man zugleich allenthalben die Gewissensfreiheit. Der Papst aber machte seiner üblen Laune dadurch Luft, daß er alsbald Peter Arbues zum neuen Schutzpatron des Schiffleins Petri erklärte. Auf diese Weise sollte die Herrlichkeit früherer Jahrhunderte, da man die Ketzer verbrannte, gefeiert werden. Wer diese Absicht des Papstes leugnen will, dem fehlt es entweder an Ehrlichkeit, oder an gesundem

1) Civ. Catt. 1854 VII, S. 603 ff.: Moltandoli nelle sostanze, macerandoli con privationi e digiuni, affligendoli con carcere e battiture. Schneemann in den Stimmen aus Marialaach III, 1867 S. 186. Vgl. Janus S. 10 ff. Huber, der Jesuitenorden S. 275.

Menschenverstand. Jene päpstliche Hofzeitung, die gestrenge „Katholische Civilisation", verriet ja ganz deutlich jenen Zweck der Heiligsprechung des Peter Arbues, indem sie dieselbe rechtfertigen wollte. Sie bemerkte, es sei nur das leere Gerede von Ketzern und schlechten Katholiken, wenn man gegenüber dem heiligen Tribunal der Inquisition, einem Institut, das der Eifer der Päpste um den wahren Glauben gegründet, Lärm schlage.

Man möchte fragen, wie es möglich geworden, daß Pius, nachdem er zu Anfang seiner Regierung den Jesuiten einen solchen Schrecken eingejagt und dem Pater Theiner zur Verteidigung Clemens' XIV. gegen ihre Lügen das geheime Archiv des Vatikans geöffnet hatte, nachher sich und die Kirche so willenlos ihnen übergab. Das Bündnis entsprang aus der beiderseitigen Sucht zu herrschen. Je mächtiger dieser Drang in Pius war, um so williger lieh er den Huldigungen sein Ohr, womit sie seine Eitelkeit und seine Anmaßung nährten. Übrigens verfällt diesen Fehlern kaum ein anderer Sterblicher so leicht, wie der Papst. Die ihm erwiesenen Ehren bestehn in einer immerwährenden Schmeichelei. Gleich manchen Cäsaren scheint er, aus seiner Höhe auf die Menschen herabblickend, als ob er fürchtete, sich ihnen gleichzustellen, den Gebrauch der Füße verloren zu haben: auf der Knechte Schultern und Nacken wird er über die Häupter des Volkes dahingetragen.[1] Er verlangt noch heute mit Gregor VII. (wenn auch nicht mehr, wie dieser, von Königen) den Fußkuß oder die

1) Plinius, Panegyricus c. 24.

„Podolatrie“, eine orientalische Ehrenbezeigung, welche weder die abendländischen Kaiser, noch die Patriarchen zu Konstantinopel für ihre Person in Anspruch nahmen, und die in Europa außer ihm nur einer, gleichsam sein Genosse hierin, der türkische Sultan und Stellvertreter Muhammeds genießt. Er wird ferner „Heiliger Vater“ angeredet, mit welcher Benennung bekanntlich Christus im hohepriesterlichen Gebet an Gott sich wendet. Wenn der Papst sich daran erinnerte und zugleich so mancher anderen Worte des Herrn recht eingedenk wäre:[1] er müßte erschrecken vor jenem Titel! Der verlockenden Macht solcher und vieler ähnlichen Gewohnheiten, die durch das Herkommen legitimiert sind, haben die redlichsten und charaktervollsten Männer kaum widerstanden, geschweige denn Pius, dessen natürliche Tugenden mit etwas fast weiblicher Weichheit und Eigensinnigkeit gemischt waren. Daher beanspruchte er die ihm von den Jesuiten verheißene „einzigartige Ehre“, die Unfehlbarkeitserklärung, als ein ihm persönlich zukommendes Vorrecht und betrachtete die Nichtanerkennung derer, welche
53 nach bestem Wissen und Gewissen dem Dogma widersprachen, als eine persönliche Beleidigung. Nichtsdestoweniger ließ er sich gerne einreden, er suche nicht seine, sondern Christi Ehre. Damit täuschten die Schmeichler den Papst und zum Teil auch sich selber. Dies alles veranlaßte Montalembert, den langjährigen Verteidiger des katholischen Glaubens gegen die Voltairianer, zu dem erschrockenen Ausruf: „Ich sehe ein Götzenbild

1) Joh. 17, 11; Matth. 23, 9.

aufgerichtet im Vatikan!" Mit welchem Recht er so rief, — das gestatte man mir noch durch einige weitere Beispiele von gotteslästerlicher Lobhudelei auf Seiten der Knechte und nicht minder gotteslästerlicher Anmaßung auf Seiten ihres Herrn zu erhärten, zumal viele unserer Zeitgenossen, die nur Vereinzeltes davon gehört und bald wieder vergessen haben, sich schwer einen Begriff von dem Geiste zu machen vermögen, der in Rom herrscht und der in jenen widerwärtigen Einzelheiten zu Tage tritt.[1]

„Über die Andacht zum Papst" hat der Engländer Faber wenige Jahre vor dem Concil ein Büchlein geschrieben, welches von Reiching deutsch übersetzt und von vielen Bischöfen und Priestern auch unter unseren Landsleuten verbreitet worden ist. Dort wird gelehrt: „Der Papst ist der sichtbare Schatten, den das unsichtbare Haupt der Kirche, das im Sakrament verborgen ist, vor sich herwirft! Ja nächst der Menschwerdung des Worts und nächst der Anwesenheit des Herrn im Meßopfer wird den Gläubigen im Papst noch eine dritte Gegenwart Christi geschenkt." Martin von Paderborn, der gern Fremdes sich aneignete, lehrte: „Wie das Meßopfer das allerheiligste Herz Jesu ist, so der Papst (man höre!) das allerheiligste irdische Haupt Jesu." Das irdische Haupt der Kirche war der Papst wohl öfter genannt worden, aber Christi, des wahren Hauptes

1) Man vgl. zu dem Nachfolgenden: Friedrich, Vatik. Concil S. 493—506; J. Reinkens, die Einheit der katholischen Kirche S. 32—43, wo die Quellen angegeben sind.

der Kirche, irdisches Haupt! — das war Martins eigenste Erfindung. Über dasselbe Haupt schrieb ein katholisches Blatt: „Wenn der Papst denkt, so denkt Gott in ihm.“ Das klingt in der That dem Jung-Hegeltum ganz ähnlich, welches auf pantheistischer Grundlage behauptete: Denkt der Philosoph, so denkt Gott in ihm. Mit den eben Erwähnten wetteifert an Dreistigkeit Louis Veuillot: „Wie Gott Vater den Sohn gezeugt hat, und vom Vater und dem Sohne der heilige Geist ausgeht, so zeugt der Papst die Bischöfe, und vom Papst und den Bischöfen geht aus der heilige Geist und bezeugt sich in unfehlbaren Satzungen, durch welche die Herde zurechtgewiesen und geleitet wird.“ Derselbe Louis Veuillot war es, welcher in lästerlicher Weise die neutestamentliche Stelle über Christus auf den Papst anwandte: „Einen solchen Hohenpriester sollten wir haben, der da wäre heilig, unschuldig, unbefleckt, von den Sündern abgesondert und höher, denn der Himmel ist.“ Während des Concils, so berichtete er, schrieb ihm jemand aus Rom: „Wir haben hier einen dreifachen Gegenstand der Devotion, das hochwürdigste
54 Sakrament, die heilige Mutter Gottes und den Papst.“ Bald nach dem Concil nannte der französische Bischof Ségur den Papst „das lebendige Sakrament.“ Ebenfalls in Frankreich erklärten manche Priester und Mönche, der Papst könne sagen: Ich bin der heilige Geist. Einer schrieb dem berühmten Gratry einen Brief, worin er die These verteidigte: „Der Papst ist die heilige Kommunion.“ Und als das neue Heiligtum von Lourdes eingeweiht wurde, feierte Bischof Mermillod den Papst

mit den Worten, in denen die gesamte Kirche Gott verherrlicht: „Du allein bist der Höchste, du allein bist der Herr!“

Diese Blütenlese aus der ganzen großen Fülle von ähnlichen Äußerungen möge genügen. Solche Schmeicheleien waren aus vergangenen Jahrhunderten doch nur vereinzelt überliefert, und wo ein ähnlicher Geist sich regte, haben die größten Lehrer der Kirche, der heilige Cyprian wie der heilige Bernhard, ihn als antichristlich gekennzeichnet. Jetzt ist dergleichen, nachdem es durch die vatikanischen Beschlüsse als gut römischkatholisch legitimiert worden, gewöhnlich und alltäglich. Es wird dadurch der Spott der Freigeister in allen Landen hervorgerufen. Auch wir wären versucht, die lächerliche Seite der Sache hervorzukehren, wäre sie nur nicht so gar schlimm und traurig. Man bedenke, wie von Menschen, die sich Christen nennen, die heiligsten Mysterien christlichen Glaubens profaniert werden, nur um den Papst mit neuen Schmeicheleien zu überhäufen. Und diese sind um so bedauerlicher und empörender, je mehr sie sich in den Schein des tiefen, religiösen Ernstes hüllen. Hält man dagegen, was zu Ehren der Cäsaren einst höfischer Servilismus ausgedacht hat, so erscheint das als ein wahres Kinderspiel. Denn den Heiden mochte es hingehen, daß sie mit Heiligem bisweilen spielten, wie in der Komödie, auch wurden nicht alle devoten Ausdrücke für bare Münze genommen. Und doch verachteten die besseren Kaiser die knechtische Horde der Schmeichler. Ja, ein Tiberius sogar haßte zwar jede freie Regung, dennoch konnte er nach seinem

Mannesgefühl die Übertreibungen der Speichellecker auch wohl einmal verwünschen und wie unangenehme Liebkosungen eines Hundes derb zurückweisen. So zwang er einen, der von seiner „heiligen" Thätigkeit zu ihm redete, „arbeitsreiche" zu sagen. So etwas läßt sich von Pius nicht berichten. Im Gegenteil, er schien je mehr und mehr, erschreckt auch durch den leisesten Schatten von freiheitlichem Sinn, an Schmeicheleien immer unersättlicher zu werden. Wagte gar jemand, das Übermaß derselben in servilen Geistern zu tadeln, so empfand er das als Majestätsverbrechen und vergaß es dem Tadler niemals. So hatte z. B. der geistvolle, um den Katholicismus in Frankreich hochverdiente Dupanloup, der Bischof von Orleans, Louis Veuillot wegen der erwähnten blasphemen Vergötterungen des Papstes öffentlich zurechtgewiesen und ihm krankhaften Romanismus vorgeworfen. Seitdem haßte der Papst den bescheidenen Censor und belobte auf alle Weise den aufgeblasenen Vertreter der servilen Presse. Von Besuchern wie ein Götterbild angestaunt zu werden, bereitete ihm das höchste
55 Vergnügen. Ebenso nahm er Briefe, wenn sie von schmeichlerischen Redensarten überflossen, gnädig auf, während er sie mit Abscheu hätte zurückweisen müssen, wäre nur etwas christlicher Wahrheitssinn in ihm gewesen. Der Bischof von Bordeaux schrieb ihm: „Wo Du auch sein magst — in der Wüste oder in den Katakomben: immer wird Deine Heiligkeit das Organ des Glaubens, der Mittelpunkt der göttlichen Weltregierung, die lebendige Inkarnation des Ansehns Christi auf Erden sein." Und ein französischer Priester feierte im Wettstreit mit

Mermillod den Papst-König mit den Worten eines altkirchlichen Hymnus an den heiligen Geist: „Vater der Armen, Geber guter Gaben, Du Licht der Herzen, laß ausgehn Deines Himmels-Lichtes Strahl!“ Man darf sich nicht wundern, daß der, welchem so betäubender süßer Trank eingegeben wurde, selber wie ein Betäubter von sich sprach. Wir erinnern nur an die Rede, welche er „mit bewunderungswürdiger Majestät“, wie einige klerikale Zeitungen in Frankreich rühmten, vor vielen Ausländern im Konklave hielt. Nachdem er hier die Katholiken, Laien wie Kleriker, heftig angegriffen hatte, welche sich unterständen, das Papsttum mit ihren Ratschlägen zu belästigen, sodann seine eigene Unwürdigkeit für diese Würde bekannt hatte, fuhr er fort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; wer nicht mit mir ist, der ist außerhalb der Kirche, fern vom rechten Wege, der Wahrheit und dem Leben. Das muß man wohl beachten, um sich nicht von Leuten täuschen zu lassen, die unter dem Vorgeben, sie seien Katholiken, ganz etwas anderes wollen und reden, als das Haupt der Kirche.“

Hätte Gregor der Große, der nicht Petrus, sondern nur Christus als Haupt der Kirche betrachtet wissen wollte, dergleichen als von einem seiner Nachfolger gesprochen vorauswissen können, er würde nicht gewußt haben, ob er diesen für einen gestörten oder für einen gotteslästerlichen Menschen halten sollte. Über dessen Erklärung seiner eigenen Unwürdigkeit aber würde er in seiner Weise geäußert haben: „Er geberdet sich demütig, inwendig aber schwillt er vor Hochmut, er müht sich,

klein und gering zu scheinen, nicht es zu sein.“ [1] Und anders haben auch heute die Katholiken über dergleichen Dinge nicht geurteilt, welche sich Unbefangenheit und Sinn für Wahrheit und Recht erhalten konnten und wollten. Aber die Mehrzahl drückte in falscher Pietät gegen Papst und Kirche entweder ein Auge zu, um nicht die volle Wahrheit zu sehn — oder sie schwiegen zu dem, was sie recht wohl sahen. Viele wären gewiß recht zufrieden gewesen, hätten sie über die Dinge nur immerfort schweigen dürfen. Man gedachte wohl vergleichsweise der Zeit, da der Prophet von den Fürsten des Volkes Gottes klagt: „Sie achten keines Rechten, sie häufen Ungerechtigkeit in ihren Palästen.“ Und
56 weiter: „Sie sind dem gram, der sie im Thor straft und heilsam lehret. Darum muß der Kluge zur selbigen Zeit schweigen, denn es ist böse Zeit.“ [2] Aber das ist gerade das Unglück für die Kirche Roms, daß ihre frommsten und besten Glieder, sogar, wie wir sahen, ihre trefflichsten Frauen, nicht schweigen durften, sondern bekennen sollten, was sie nicht glauben konnten. Wollten sie in der großen Kirche, der sie mit ganzer Seele ergeben waren, verbleiben, so mußten sie durch gewissenswidrige Annahme des neuen Dogma vor dem „Götzen im Vatikan“ die Kniee beugen. Tacitus bemerkt einmal, das sei das Unglück seines Zeitalters unter gewissen Cäsaren gewesen, daß man weder denken durfte, was

---

1) Gregorii epistolae V, 18. Moralia XXIV, 22; XXVII, 78.

2) Amos 3, 10; 5, 10. 13.

man wollte, noch sagen, was man dachte. Wievielmehr trifft das auf die Tyrannei in der römischen Kirche zu! Hier sind die innersten menschlichen Gedanken mit einer Kunst, wie nirgend sonst, unter das Joch gebracht. Der Beichtstuhl leistete dabei der Kirchenpolitik hilfreiche Hand. Suchte ihn jemand für seine Person zu umgehen, so versicherte man sich seiner Bediensteten, besonders aber der weiblichen Glieder der Familien zu Intriguen gegen ihn. So drangen die überall zahlreich vorhandenen Denuncianten nicht bloß in die Geheimnisse der Häuser, sondern auch der Herzen ein.[1] Nicht selten hatten gerade die gewissenhaftesten Männer am meisten von den übeln Künsten des jesuitischen Einflusses zu fürchten. Und wie im Heiligtum des Hauses, so trieb die Gewissenstyrannei auch öffentlich unter dem Volk ihr Unwesen. Selbst feste Gemüter wurden gebeugt durch den Schrecken vor der großen Masse, deren Fanatismus man die Stimme der Kirche nannte. Solche wilde Leidenschaft wurde angestachelt durch die Volkstribunen jenes Haufens, meist Zeitungsschreiber, die durch ihre Dreistigkeit stark waren, auf des Papstes Gunstbeweise oder Konnivenz pochten, den Episkopat aber, wenn er ihnen nicht aufs Wort

---

1) Vgl. Friedrich, Vatikanisches Concil I im Register u. d. W. „Denunciantenwesen", wo auf gegen dreißig Stellen zurückgewiesen wird. Nach S. 362 Anm. klagte einmal selbst die katholische Abteilung des preußischen Kultusministeriums über das von Rom begünstigte Treiben der Delatoren, dieselbe Abteilung, die übrigens ein geschäftiges Glied in dem den Sieg des Vatikanismus vorbereitenden Bunde war; vgl. S. 311—313.

gehorsam war, verachteten. Bei weitem der einflußreichste unter ihnen war Louis Veuillot, der kirchliche Robespierre, wie man ihn nicht unpassend genannt hat. Mit ihm verglichen sind die ähnlichen bayerischen und preußischen Helfershelfer der Kurie ärmliche Zwerge. Jedennoch haben sie insgesamt zur geistlichen Knechtung ungezählter Herzen ihr Teil beigetragen. Indem sie mit dem falschen Schein der Frömmigkeit die Schmeichelei und den Aberglauben neuester Mode, mit dem falschen Schein von Freiheit die schlimmsten Gehässigkeiten gegen andere verdeckten, fingen sie viele Gemüter. In manchen anderen, die sie nicht täuschen konnten, mehrten sie den Haß und die Verachtung gegen alle Religion.

So schien denn der Same eines reineren und gesunderen Katholicismus, den Männer wie Sailer,
57 Wessenberg, Diepenbrock u. a. in unserm deutschen Vaterlande ausgestreut hatten, in alle Winde geweht zu sein. Auch von der Bewegung, die von Döllinger ausging und der mit fast der ganzen Königsstadt Bayerns zugleich so viele treffliche Männer freudig zustimmten, sind nach nunmehr zehn Jahren nur noch wenige Reste übrig. Sie sind nicht gering zu achten, aber doch nicht stark genug, um in den Augen der meisten Lenker der Staaten irgend welches Gewicht in die Wagschale zu werfen. Jene Männer wollten ungefähr dasjenige, was Erasmus einst, ohne die Gunst der Päpste zu verscherzen, vertreten durfte. Nun triumphiert das neue Dogma päpstlicher Omnipotenz, und Erasmus scheint nur darum in einer Geistesrich-

tung der römischen Kirche wieder lebendig geworden zu sein, um durch die Jesuiten, denen er von Anfang an verhaßt war, für ewige Zeiten von dort verbannt zu werden. Und doch, der Sieg jenes Dogmas mag die Stimmen vieler zum Schweigen gebracht haben, die Gemüter hat es nicht wahrhaft zu gewinnen vermocht. Kein christlicher Glaubenssatz aber kann sich auf die Dauer halten, wenn er nicht in frommen Herzen tiefe Wurzeln geschlagen hat. Daß dies bei der Lehre von der Infallibilität nicht der Fall ist, liegt auf der Hand. Wir haben nicht nötig, von denen zu reden, welche vor dem Concil sich bereits im Sinne jenes Dogmas aussprachen. Es war unter den Gelehrten eine kleine Zahl und sie genossen kein großes Ansehn. Aber man mustere ein wenig die verschiedenen Gruppen derer, welche sich später dem neuen Dogma unterwarfen, und man wird den Eindruck nicht eben zu großer Festigkeit ihrer Ansichten gewinnen. Ihrer viele stehen so wie der unglückliche Münchener Theologe Daller, der neuerdings bei einem heftigen Angriff gegen einen höchst achtbaren Schüler Döllingers (wobei er in die Fußtapfen des Erzbischofs Scherr trat), sich an frühere Dinge sehr unliebsam erinnern lassen mußte. Nämlich während des Concils hatte Daller geäußert, wenn es wahr würde, daß man jene falsche Doktrin, über die er mißbilligend auch öffentlich sich hatte vernehmen lassen, zum Dogma erhöbe, so müsse man zweifeln, ob der heilige Geist das Concil regiere. Darauf hatte ihm ein einsichtiger Kollege erwidert: „Die falsche Doktrin wird zum Dogma werden und du bist der erste, der die,

welche nicht daran glauben, verfolgt.“ [1] Er vermochte diese Thatsachen nicht in Abrede zu stellen, wagte aber doch auch nicht, sich durch das offene Zugeständnis, daß er sich der früheren Äußerungen schäme und sie bereue, als einen zwar schwachen, aber aufrichtigen Mann zu bekunden. Ein großer Teil dieser Art Leute wird zum Ausposaunen des neuen Glaubens geschickter sein, als zu dessen wahrhafter Befestigung. Wenn ihre Oberen heute den Befehl gäben, zur alten Ansicht zurückzukehren, sie würden es thun. Auch die werden schwerlich für das neue Dogma ganz und voll einstehn, deren Stimmung und Gesinnung jemand aus den Reihen des Centrums etwa so Ausdruck gab: Was liegt daran, zu so vielem, was schwer zu glauben ist, noch etwas mehr dazu zu bekommen? Ebensowenig sind das wirksame Verteidiger päpstlicher Unfehlbarkeit, welche schwankenden Gemütern das Beispiel des ungelehrten Volkes em-
58 pfehlen, das in seiner Einfalt Papst und Priestern willig unbedingten Gehorsam leiste, sogar in den Diöcesen, wo früher, wie in Münster, der Katechismus schwarz auf weiß lehrte, der Papst sei nicht unfehlbar. Von diesen allen unterscheiden wir diejenigen Römisch-katholischen, welche sich daran erinnern, daß der Glaube nicht Sache blinden Gehorsams ist, sondern daß jedermann „gewissen Grund der Lehre erfahren muß, darinnen wir unterrichtet sind“ und daß wir „auch allezeit bereit sein müssen zur Verantwortung jedem, der es

1) Deutscher Merkur 1880 Nr. 3.

fordert.“ [1] Sie lehnten es deshalb auch ab, alsbald gegen Döllinger und seine Gesinnungsgenossen mit Schmähungen vorzugehn, und vermochten nicht so geringschätzig die erhobenen Einwände gegen das neue Dogma, wie Einfälle von Thoren, bei Seite zu lassen. Dagegen meinten sie, daß stärkere Verteidigungsgründe für dasselbe schon gefunden wären oder nächstens würden gefunden werden. Unter den Gelehrteren denken so etwa die, welche, ganz in der mittelalterlichen scholastischen Theologie auferzogen, von Geschichtsforschung und Kritik nichts verstehen, mithin auch von dem Gewicht der daher geschöpften Gründe gegen die päpstliche Lehre keine Ahnung haben. Man beachte aber wohl, daß die weitaus meisten der deutschen Bischöfe, auch die ungelehrteren, sehr wohl wußten, die Annahme des Dogma sei geschichtskundigen Männern geradezu unmöglich ohne das sacrificio dell' intelletto, welches die besseren unter ihnen nur mit Widerstreben gebracht zu haben bekannten. Alle kommen darin überein, auf einen Streit mit Gründen dürfe man sich den Gegnern gegenüber nicht einlassen; weshalb sie auch gleich nach dem Concil ihrem Klerus die Lektüre der gegnerischen Schriften verboten und jeder ernstlichen Disputation aus dem Wege zu gehn beschlossen. Hierin sind sie den früheren streitbaren Mönchen und Priestern zu Luthers Zeiten sehr unähnlich. Denn diese, auf ihre Argumente vertrauend, waren immer zum Disputieren mit den Lutheranern bereit. Jene wagen nicht einmal mit solchen, welche un-

1) Vgl. Luc. 1, 4; 1 Petr. 3, 15.

gefähr auf des Erasmus Standpunkt stehn, in den Kampf sich einzulassen. Als Döllinger kurz nach dem Concil sich zur Disputation mit einem erwählten Kreise von Gelehrten erbot, war der Erzbischof Scherr von München der erste, welcher das Hasenpanier ergriff. Er wußte, daß man Döllinger nicht recht und würdig antworten konnte. Er zog es daher vor, den bedeutenden Mann schleunigst zu exkommunicieren und seine Gegengründe tot zu schweigen — was auch viel sichrer war.

Nur zu wohl wußte dieser Bischof, der so zu sagen der Fahnenträger der von ihrer eignen und der alten Kirche Überzeugung Abtrünnigen war, daß es keine Auslegung gebe, die das neue Dogma der alten Kirchenlehre auch nur leidlich anzupassen vermöchte. Hatte er doch einst auf dem Concil zusammen mit Kettler, Darboy und anderen als Abgesandter der Minorität Pius IX. gebeten, er möge wenigstens nur diejenigen päpstlichen Dekrete für unfehlbar erklären lassen, welche auf Grund des Zeugnisses der Kirche erlassen würden. Kettler, von dem man einst sagte, er sei päpstlicher, als der Papst, hatte sich damals Pius zu Füßen geworfen und gefleht, er möge doch durch irgend
59 welche Concession der Kirche und dem Episkopat den Frieden wiedergeben. Der Papst versprach seinen Söhnen, wie er sie nannte, er wolle thun, was sich thun lasse, gab aber zugleich einen unglaublichen Beweis von seiner Unwissenheit und Leichtfertigkeit, indem er hinzufügte, er habe das Schema, um das es sich handle, noch nicht gelesen, und wisse daher nicht, was es enthalte. Drei Tage später legte die jesuitische Partei,

von der Pius abhing, dem Concil das berüchtigte Schema vor: „Die Definitionen des römischen Papstes sind aus sich, nicht aus dem Consensus der Kirche unfehlbar.“ Dies alles war Döllinger, wie Scherr wußte, bekannt. Der Bischof selber hatte am Tage nach seiner Rückkunft dem berühmten Stiftspropst und einigen anderen Münchener Professoren haarklein alles erzählt und dabei einige höchst unvorsichtige und verfängliche Äußerungen gethan, durch welche jene, nachdem nunmehr Rom gesprochen, zum Ruhm des Gehorsams hingeleitet werden sollten.[1] Damals hatte auf Döllingers Seite auch noch der gelehrte Abt Haneberg gestanden, der erst später nicht ohne heftige Gewissensskrupel dahin gelangte, mit Hefele jenen zweifelhaften Ruhm zu teilen. Unter solchen Umständen konnte der Münchener Erzbischof wohl nicht wagen, Döllinger im Colloquium gegenüberzustehen. Er hätte eine noch traurigere Rolle gespielt, als sein Rottenburger Kollege, der zu Konstanz stammelnd revocierte. Diese Männer alle, die vormals opponiert und dann einen kläglichen Rückzug angetreten hatten, haben gebrochen Schwert, gebrochen Herz. Mochten manche ihre Unterwerfung für ein löbliches

---

1) Friedrich, Tagebuch S. 389 ff. Quirinus a. a. O. S. 624 ff. Scherr hatte unter anderen gesagt: „Roma locuta est, die Folgen davon kennen die Herren selbst.“ Und hernach: „Sie wissen ja, daß es in der Kirche und in den Lehren immer Veränderungen gegeben hat.“ Als er den Eindruck dieser Worte wahrnahm, verbesserte er sich in nicht minder sinnloser Weise, indem er sagte: „Es haben ja schon öfter Dogmen Erklärungen bedurft.“

Opfer der Selbstverleugnung halten, in Wahrheit war sie eine Folge der grausamsten geistlichen Tyrannei, welche die Welt je gesehn hat. Die Führer der jesuitischen Partei waren sich vollkommen klar, daß die Bischöfe nicht aus Überzeugung sich gefügt hatten (obwohl sie es sich einzureden versuchten), sondern daß sie von allen Seiten umstellt, dem verhängnisvollen Zwang der Verhältnisse gewichen waren.

Wie grausam der Zwang für manche edlere und freier gesonnene Naturen gewesen ist, wie schmerzlich sie sich eingestanden, daß sie umgarnt seien, das hat Levin Schücking in einer seiner Schriften so ergreifend ausgemalt, daß wir uns nicht versagen können, daraus einiges hier mitzuteilen. Es ist Dichtung, was er uns vorführt. Allein wenn Aristoteles bemerkt, daß die Poesie philosophischer sei, als die Geschichte, so trifft das besonders auf die Darstellung geistiger zeitgeschichtlicher Bewegungen zu. Der begabte westfälische Dichter ist kein undankbarer Sohn seiner Kirche. Was in ihr von hohen und erhabenen Ideeen noch vorhanden ist, preist er gern; die Wendung zum Schlechteren in ihr und das allmähliche Anwachsen und Überwuchern der verderblichen Elemente hat er lange Zeit hindurch betrübten Herzens
60 wahrgenommen. In einem Roman nun, „die Heiligen und die Ritter", der 1873 erschienen ist, zeichnet er den Bischof Hieronymus, der nicht an Hypochondrie, wie er sich einbildet, sondern am neuen Dogma krankt. Vergebens hat er zu Rom, wie Kettler, durch Reden und Schriften, Bitten und Beschwörungen die Erklärung der Unfehlbarkeit zu verhindern gesucht. Nichts von

alledem, was er vom Concil gehofft hatte, sieht er in Erfüllung gehn, nicht die ernstliche Abstellung der Mißbräuche, nicht die Förderung eines mehr innerlichen, geistigeren Christentums, nicht die heißersehnte Aussöhnung der Kirche mit den gesunderen Richtungen der Gegenwart. Er kehrt heim und bemerkt wunderliche Vorgänge ringsumher. Im eigenen Sprengel heimliche Feinde, mehr als er je gedacht. Zeitungen, die er mit seiner Autorität gehoben hatte, schonen ihn selber nicht. Stimmen gehen um, die ihm vorwerfen, während seines Aufenthalts in Rom die Pietät gegen den heiligen Vater verletzt und mit den Feinden der Kirche geliebäugelt zu haben. Andere ziehen jenen Hirtenbrief ins Lächerliche, in welchem er vor der Reise nach Rom gemeinschaftlich mit den andern Bischöfen Deutschlands die Unmöglichkeit dargethan hatte, daß ein neues Dogma der Christenheit aufgedrängt werde. Endlich bemerkt er, daß die, welche mit ihm in allen schwierigen Fragen zusammen gestanden hatten, bestürzt, stumm, zurückhaltend sind. Er durfte ihnen auch nicht einmal Mut einsprechen, er wäre sonst in den Geruch der Annäherung an den Altkatholicismus gekommen. Die Vertreter des letzteren hatten zwar einige vortreffliche Schriften verfaßt; dennoch erregten auch diese das Mißfallen des Bischofs, denn Laien, Presbyter, Professoren sollen nicht das große Wort führen in der Kirche. Er hätte ihnen ja sein bischöfliches Ansehen leihen können. Allein dann wäre er in den Verdacht gekommen, als ob er etwas wie ein deutsches Papsttum anstrebte. Außerdem wäre das Schisma offenkundig dagewesen, er

selbst würde die Schmach eines Ketzer-Anführers davongetragen haben. In stillen Stunden preßte es ihm Thränen ab, wenn er gedachte, wie es dahin kommen könne, daß er als Rebell gegen die Mutter-Kirche aufträte. Und niemand war da, dem er sein Herz ausschütten durfte. Er schrieb an einige Bischöfe, die zu Rom mit ihm zusammen gestanden. Er freute sich, daß sie noch nicht sich unterworfen hatten. Aber bald schwand jede Hoffnung auf Schonung seitens der Kurie. Es erschien bei ihm ein Abgesandter nach dem anderen mit der Forderung, endlich das neue Dogma zu verkündigen, sich als gehorsamer Diener zu fügen. Er vermeinte, das sei unmöglich. Damit im Gemüt beschäftigt und fast davon erdrückt, sah und hörte er nichts von den Gefahren und Siegen des deutschen Vaterlandes, das er doch übrigens so sehr liebte: Es schien ihn alles nicht anzugehn. Die Kirche dünkte ihm jetzt eine grausame, entartete Mutter zu sein, die ihre Kinder wie ein neuer Diokletian zwänge, den Idolen zu
61 opfern. Brachte er mit der Mehrzahl das Opfer des Gewissens und der bessern Einsicht, so kam er sich vor wie einer von denen, welche die alte Kirche in den Zeiten der Verfolgungen wegen eines ähnlichen pflichtwidrigen Sacrificium „Sacrificati“ nannte. Der starke, maßvolle, ruhige Mann schien die Herrschaft über sich verloren zu haben, als ob der böse Sommer in Rom ihm die Nerven von grundaus ruiniert hätte. Stunden lang saß er am Tisch in trübe Gedanken vergraben. Dann ballte er die Faust und stieß verworrene Reden aus. Wieder einmal malte er einzelne Buchstaben oder

abgerissene Worte aufs Papier: „er hat sich löblich unterworfen“ — „eppur si muove“. Plötzlich fürchtete er, den Verstand zu verlieren. Endlich machte er sich auf und eilte nach der Schweiz zu dem Abt eines Benediktinerordens, einem Studienfreunde. Der nahm ihn liebevoll auf. Das herrliche Thal, der Blick auf die gewaltigen Berge, der Hauch der kräftigen Luft entzückten und stärkten ihn. Allein die Sorge war ihm nachgefolgt. Er hatte einen jungen Priester als Sekretär mitgenommen. Jetzt merkte er, daß der ärmliche servile Mensch als Spion von der Jesuitenpartei erkauft sei. Auch jener Abt, sein trefflicher und gelehrter Freund, hatte sich unterworfen; daß er das aber nicht freiwillig gethan habe, sondern lediglich der Notwendigkeit gewichen sei, gestand er selbst einst mit ironischer Berufung auf ein altes Mönchssprichwort: Laß die Welt gehn, wie sie geht — sine mundum ire quomodo vadit! Das gab wieder einen neuen Stachel in des Bischofs Herz. Tag und Nacht überlegte er, ob denn die römische Kirche, die solch einen sklavischen Gehorsam von den Menschen fordere, wirklich so große Opfer verdiene. Er schenkte jetzt ihren unzählbaren Übelthaten, davon die Geschichte erzählt, eine vermehrte Aufmerksamkeit. Früher wollte er sich an dergleichen nicht erinnern lassen oder, wenn es doch einmal geschah, hatte er solche Erinnerungen leicht von sich abgeschüttelt, jetzt gelang ihm das nicht mehr. Vor seine Seele traten alle die Lügen und Fälschungen, womit sich die Kirche befleckt hatte, die fingierte konstantinische Schenkung und so vieles andere von gleicher Art. Dann kam ihm der Syllabus und

Peter Arbues' Heiligsprechung in den Sinn; greuelhafte Einkerkerungen, Ströme vergossenen Blutes, flammende Scheiterhaufen mit unzähligen Märtyrergestalten, Geschrei und Klage unschuldig Leidender — alle solche Schreckbilder zogen an seinem Geiste vorüber und wollten sich nicht bannen lassen. Während nun alle diese grausen Erscheinungen ihn bis in seine Träume verfolgten, ergingen zwei verschiedene Stimmen immer wieder wie von außen her an sein Inneres. Die eine sprach zu ihm: Kehre heim und tritt in deiner alten, ehrwürdigen Kathedrale öffentlich und männlich auf als der rechtmäßige Hirte deiner Herde gegen Roms neueste Übelthaten. Dein Ruf wird durch die Wälder Deutschlands wiederhallen, mit Gottes Hilfe rettest du die Kirche. Die andere Stimme rief ihm zu: Bist du zu diesem Wagnis nicht fähig, so folge dem Beispiel der anderen, sei ein Knecht und denke über die Dinge, die dich foltern, nicht weiter nach. Während er noch zwischen diesen beiden Entschließungen hin- und herschwankte, empfing er neue, schlimme Kunde von Hause. Er erfuhr, daß
62 Leute, denen er sein volles Vertrauen geschenkt, ihn mittlerweile so schlau umgarnt hatten, daß er gar nicht mehr konnte wie er wollte, sondern gänzlich in ihrer Hand war. Dies alles warf den unglücklichen Bischof, der keinen erträglichen Ausgang mehr sah, völlig nieder und erschütterte ihn derartig, daß er wahnsinnig wurde.

Dies ist in Kürze der Gang der Darstellung in dem Romane. Er enthält mehr Wahrheit als viele Erzählungen, die streng geschichtlich sein wollen. Allerdings ist keiner der deutschen Bischöfe infolge seines

Gesinnungswechsels gemütskrank geworden. Die meisten von ihnen erfreuen sich noch der besten Gesundheit. Sie müssen wohl alle stärkere Nerven besitzen, als der arme Hieronymus. Dennoch wird gerade eine milde Beurteilung zu ihren Gunsten annehmen, sie seien sich einst in einer heftigen Aufregung, in der sie sich ähnlich wie jener Hieronymus befanden, über das, was sie vollbrachten, nicht klar gewesen. Mit derselben jesuitischen Partei, deren ruchlose Künste sie zu Rom unzählige Male durchschaut und verwünscht hatten, beeilten sie sich, wie von deren Gift angesteckt, das Joch unerhörter Knechtschaft um die Wette auf den Nacken des christlichen Volkes zu legen. Hatten sie die Scham darüber, daß sie gegen das Gewissen handelten, überwunden, so zwangen sie unbedenklich nun auch andere, dasselbe zu thun. Verführen und verführt werden, wurde nicht, wie unter den Cäsaren, Zeitgeist, sondern Frömmigkeit genannt.[1] Fromm sein hieß, zu Ehren des Papstes und der allseitigen Anerkennung seiner Unfehlbarkeit kranke und sterbende Frauen quälen, vertrauliche Äußerungen auffangen, Ehegattinnen wider ihre Gatten aufreizen, jedweden achtbaren Mann, der schon durch seine Gegenwart den Feinden der Wahrheit widerwärtig war, um seinen Ruf bringen, gelehrte Professoren exkommunicieren und ihnen die Vorlesungen unmöglich machen, ihre Schriften, glänzende Zeugnisse ihres Geistes, nicht etwa widerlegen — das wäre ein gefährliches Unternehmen

1) Tac. Germ.: Corrumpere et corrumpi seculum vocatur.

gewesen — nein, nach Kräften unterdrücken. Wäre es nur möglich gewesen, so hätten manche wohl gar, ihrem Peter Arbues folgend, nicht bloß Bücher, sondern Menschen, aufrichtige Christen, dem Feuer überantwortet, was unter den Cäsaren nur von einem Nero berichtet wird. Auch fehlte es nicht an Stimmen, welche so lauteten, als ob die kostbarsten Schätze des Altertums, welche die vatikanische Bibliothek enthält, verbrannt werden müßten. Die schönen Künste sollten in den Bann gethan werden![1] Offenbar fühlte man, daß sich der gesunde Sinn des klassischen Altertums nicht mit den Erdichtungen und falschen Historien vertrage, mit denen man das neue Dogma zu begründen suchte. Darum nannte einst auf einem großen Kongreß von römisch-katholischen Deutschen zu Aachen ein beliebter Redner unter vielem Beifall unsere Gymnasien und Universitäten Einrichtungen des Teufels.[2]

63 Solche Verkehrtheiten zu begünstigen und in Schutz zu nehmen, gaben deutsche Bischöfe wider ihre eigne bessere Natur, von der sie abgefallen waren, sich her! Wenn ihnen plötzlich ein Licht aufginge über ihr Thun und Treiben, so müßten sie ungefähr dasselbe bekennen, was bei Jesaias die Priester und falschen Propheten aussprechen: „Wir haben Lügen zu unserer Zuflucht und Lügen zu unserer Hilfe gemacht!“ Eine Zuflucht

---

1) Vgl. zu dem Obigen Tac. Agricola 2.

2) F. A. von Schulte, Macht der Päpste, 2. Aufl. S. 12. In den veröffentlichten Protokollen jenes Kongresses wurde die betreffende Äußerung ausgelassen.

und eine Hilfe, deren baldigen Zusammensturz der Prophet voraussagt. So wird es auch kommen, daß, wenn einmal die jesuitische Tyrannei in der jetzigen Kirche Roms gebrochen ist, die, welche ihr Joch getragen haben, ungefähr dasselbe denken werden, was Tacitus über die römische Gewaltherrschaft seines Zeitalters im Namen vieler ausspricht: „Nicht nur an den Schriftstellern, sondern auch an ihren Büchern ließ man seine Wut aus, also daß die Werke der edelsten Geister angesichts des Volkes auf dem Markte verbrannt wurden. Durch solch Feuer gedachte man die Stimme des Menschengeschlechts, seine Freiheit und sein Gewissen beiseite zu schaffen, indem man noch obenein die Lehrer der Weisheit vertrieb und jede schöne Kunst in den Bann that, damit es nichts Ehrenhaftes auf der Welt mehr gäbe. Wir haben wahrlich große Beweise von Geduld gegeben. Wie die alte Zeit das Äußerste der Freiheit erlebte, so wir das Äußerste der Knechtschaft, indem uns durch die Inquisition sogar jeder freie Verkehr des Redens und Hörens genommen wurde.[1] Wir würden das Gedächtnis selber wie die Sprache eingebüßt haben, wenn es ebensosehr in unserer Macht stände zu vergessen, wie zu schweigen."

Doch genug davon! Mich dünkt, der Beweis ist geliefert, daß es nicht zufällig war, wenn nach der Bekanntmachung der vatikanischen Beschlüsse fast alle christlichen Staaten mit der Kurie in Kampf gerieten.

---

1) Adempto per inquisitionem et loquendi audiendique commercio.

Diese selbst, die den Rat der weisesten Bischöfe in den Wind geschlagen und jählings alles in der Kirche verwandelt und verwirrt hat, ist schuld an den vielen und großen Stürmen, die seitdem die Welt heimgesucht haben. Den ungeheuren Umfang jener Wandlung hat, den Fürsten Hohenlohe ausgenommen, vielleicht keiner der Staatsmänner von Anbeginn ganz überschaut. Bald drängte sich ihre Bedeutung einem nach dem andern auf. Es konnte ihnen die Größe der Gefahr nicht entgehn, die darin bestand, daß die Anhänger der Kurie von der Macht, welche die Staaten selbst in Schule und Seelsorge ihnen eingeräumt hatten, Gebrauch machten, um die im Vatikan siegreich gewesenen jesuitischen Grundsätze nunmehr auch durch das ganze Volk zu verbreiten. Schon um des Volkswohls willen mußte die gesunde, christliche Moral gegen die jesuitische, der gesunde Menschenverstand gegen die Tollheiten von Lourdes und Marpingen verteidigt werden. Man mußte Sorge tragen, daß Peter Arbues, der in der Kirche heilig gesprochen und verehrt wurde, nicht auch im Staat durch die Stimme und die Fäuste einer fanatisierten Menge die Oberhand gewönne und daß die Bischöfe, die, seit Rom gesprochen, sich fast sämtlich wie Tyrannen nach unten und Knechte nach oben gebärdeten, nicht die Freiheit im Staat, die Rom so oft verdammt hatte, allmählich untergrüben. Endlich war nur zu ersichtlich,
64 daß das Ziel aller jener Bestrebungen der Päpstlichen war: die Gewalt der zwei Schwerter, worunter man im Mittelalter das Recht der geistlichen und weltlichen Herrschaft verstand, dem Papst in die Hände zu spielen.

Der Syllabus hatte jenes Recht ausgesprochen, das Concil es bestätigt.

Ein derartiger Versuch aber, der, wenn er auch schließlich erfolglos verlief, doch zunächst schlimme Zerwürfnisse mit sich führen mußte, konnte von einsichtigen Regierungen nicht in falscher Sicherheit unbeachtet gelassen werden. Sind doch an jenem Versuch in erster Linie die Bischöfe, die blinden Blindenleiter, beteiligt, und die am stärksten, welche nach dem Concil ihr früheres Wissen und Gewissen weggeworfen und sich unterworfen haben. Sie verherrlichen die päpstliche Omnipotenz wie schon durch ihr Beispiel, so auch durch leidenschaftliche Reden, an denen Proselyten ja besonderes Gefallen haben. Ihnen folgt nach das ganze zahllose Heer der Priester und Mönche an allen Orten, das dem Papst-König vereidet und an blinden militärischen Gehorsam gegen seine Oberen von früh auf gewöhnt ist. Außerdem streiten gewissermaßen unter den unmittelbaren Befehlen des Papstes die obenerwähnten Zeitungsschreiber, jene Volkstribunen, die oft hochmütig auf ihre Bischöfe herabblicken, deren einstige Unbotmäßigkeit gegen den Papst gern hervorheben und ihre jetzige Unterwürfigkeit ironisch preisen. Der maßloseste unter ihnen war jener Louis Veuillot, der Bezwinger des Bischofs von Orleans — er, der keckste insonderheit auch in dem Kampfe für des Papstes Herrschaft über die ganze Welt. „Der Papst", sagte er, „ist durch Jesum Christum der unumschränkte Gebieter über die Gewissen und über die Scepter der weltlichen Fürsten. Jesus Christus, der Herr über alles, ist gegenwärtig im Papst nicht nur als Hoherpriester,

sondern auch als König der Könige. Der Papst ist Christi Mund in geistlichen und weltlichen Dingen, und alle Beschlüsse des Papstes, des Priester-Königs, sind göttlich, unabänderlich, ewig.“ [1] Solche Aussprüche gefielen dem Papste, der damals noch König, aber schon voll banger Befürchtung für das Ende seiner weltlichen Herrschaft war, ganz ausnehmend. Deshalb sprechen sich auch in seinem officiösen Organ, der „Civiltà cattolica“ die Jesuiten ganz ähnlich aus. Und als es mit dem Kirchenstaat längst zu Ende gegangen war, acht Monate nach Erlaß des vatikanischen Dogma, las man in demselben Blatte: „Der Papst ist der oberste Richter der bürgerlichen Gesetze. In ihm gipfeln beide Gewalten, die geistliche und die weltliche. Denn er handelt an Christi Statt, der nicht allein Priester in Ewigkeit, sondern auch König aller Könige und Herr aller Herren ist.“ [2] Das sind für immer denkwürdige Worte. Denn in demselben Monat citiert sie Döllinger in seinem berühmten Briefe an den neuesten Apostel des blinden Gehorsams, den Erzbischof Scherr, worauf dieser nicht mit Gegengründen, sondern nur mit der — Tragödie
65 oder Komödie der Exkommunikation zu antworten wußte. In diesem Briefe hält Döllinger, nach Widerlegung des neuen Dogma mit christlichen und theologischen Gründen, dem Bischof an der Hand der Geschichte vor, mit welchen Strömen von Blut die Kurie bei ihrem Gelüste

---

1) Veuillot, illusion liberale p. 36 ff. Vgl. Friedrich, Vatik. Conc. S. 500.

2) Civiltà cattolica 18. März 1871 p. 664.

nach der Weltherrschaft Europa erfüllt habe. Er erinnert sodann bescheiden aber verständlich genug den Bischof an seine heiligen Pflichten gegen den Staat und das Vaterland. Er zeigt ihm, wie jene verhängnisvolle Lehre einen beständigen Zwiespalt zwischen Kirche und Staat, Klerus und Laien hervorrufen würde, und wie dieselbe, vorausgesetzt, daß der gesamte römisch-katholische Teil unseres Volkes sie annähme, über das neue deutsche Reich die gleiche unheilbare Krankheit heraufführen müßte, an welcher das alte römische Reich deutscher Nation zu Grunde gegangen sei.

In der That hat es die Kurie, obwohl sie allen modernen Staaten abhold ist, auf nichts mehr abgesehen, als auf die Besiegung und den Untergang des deutschen Reichs. Die Äußerungen ihres Hasses gegen dasselbe sind so offenkundig,[1] daß man nicht begreift, wie Redner der Centrumspartei im Reichstage die Stirn besitzen konnten, dies zu leugnen. Nur zu gut sahen die Römischen, daß Preußen etwas von seinem Geiste auf das gesamte neue Deutschland übertragen habe. Und eben jenes Preußen, den Hort des Protestantismus auf dem europäischen Kontinent, haßte die Kurie von Anfang. Darum hatte sie sich auch beharrlich geweigert, im achtzehnten Jahrhundert die Königswürde der Hohenzollern, ebenso wie vorher die verschiedenen Friedensschlüsse der Konfessionen in Deutschland, anzuerkennen. Sie wußte recht wohl warum. War es doch eine nicht üble Bemerkung, die eben damals ein

1) Es bedarf kaum der Bemerkung, daß dies auf die Zeit Pius' IX. geht.

französischer Zeitgenosse Friedrichs II. niederschrieb, der Preußens Aufschwung unter dem großen Könige mit ansah: „Man kann sagen, den Grund zu diesem Reiche habe Luther gelegt.“ [1] Dessen werden, wie wir zu Gott hoffen, auch unsere Könige und Kaiser sicherlich stets eingedenk bleiben. Ist doch von der Reformation jene Pflege der Künste und Wissenschaften und jene Regsamkeit aller geistigen Kräfte ausgegangen, woran zumeist erst in neueren Zeiten auch die Katholiken Deutschlands Teil erhalten haben. Und war auch das alles durch Schulen und Universitäten längst Gemeingut aller Protestanten, so waren es doch erst die Hohenzollern, welche jene geistigen Güter, mit der alten Kriegstüchtigkeit der Germanen verbunden, einem großen Gemeinwesen nutzbar machten. Daher hat Preußen zur Gründung des neuen deutschen Reichs nicht wenig durch jene universale Geistesbildung beigetragen, von welcher ein Pariser
66 Blatt unlängst sagte, daß deren unwiderstehliche Macht erst in der Gegenwart für ganz Europa nur allzu fühlbar geworden sei.[2] Natürlich aber kann diese ernstere

1) Millot, histoire générale: in der hist. moderne III p. 176 (Paris 1773). Er schließt den Abschnitt, in welchem er von Columbus und Luther handelt, mit den Worten: Quelle origine d'un état, que nous voyons si puissant sous un grand roi! On peut dire, que Luther en a jeté les fondemens. Ähnliches spricht in höherem Sinne Mariano in der angeführten Schrift aus. — Ein hochgeehrter Kollege bemerkte hierzu, daß auch Dahlmann 1854 schrieb, der preußische Staat ruhe auf den Thaten Luthers. Springer 2, 462.

2) Revue critique 1879 Nr. 29 p. 69. Il n'est pas douteux que c'est grâce à ses universités, que l'Allemagne

und strengere Geistesrichtung, welche eine Frucht der Reformation ist, nur den Katholiken zusagen, die wie Erasmus in Luther neben den ihm schuldgegebenen Irrtümern doch etwas von echt christlichem Geiste anerkennen und daher nicht, wie Pius IX., die Bildung der ganzen neueren Zeit verwerfen und verdammen. Die Gesinnungsgenossen dieses Papstes, welche, mit Horaz zu reden, der Kultur nie ein geduldiges Ohr leihen, mögen zwar zu Zeiten einen andern Geist zur Schau tragen, wie die Jesuiten unter Friedrich dem Großen, im Herzen sind sie die erbittertsten Gegner Preußens, die alle Freundschaft mit diesem Staat, wie einst Hannibal die mit Rom, auf ewig scheinen abgeschworen zu haben. Daher möchte man in Bezug auf sie kaum eben jenes Dichters Hoffnung jemals teilen:

„Nimmer so wild ist der Mensch, daß nicht zahm werden er könnte."

Und es ist kein Wunder, daß der Haß gegen uns mit der Erstarkung der Jesuiten-Partei in der römischen Kirche zugenommen und durch das Vatikanum den Gipfel erreicht hat.

Dies hatten wir am Rhein Gelegenheit, mit eigenen Augen zu beobachten. Und zahlreiche, gut patriotische katholische Christen, die den Dingen noch

---

est devenue le plus grand laboratoire scientifique du monde, qu'elle a pu acquérir, malgré son morcellement politique, le sentiment de l'unité nationale et cette culture générale, cette Allgemeine Bildung, donc l'Europe n'a que trop ressenti la force irrésistible.

näher standen, haben es einmütig bezeugt. Einen derselben, jenen westfälischen Dichter, der die Verhältnisse der Heimat in poetischer Form vorführt, haben wir bereits genannt. Als Preußen sich genötigt sah, auf dem achtzehn Jahre zuvor durch das Frankfurter Parlament gewiesenen Wege weiter vorzuschreiten und den Krieg von 1866 zu führen, waren es so ziemlich alle jesuitisch gesonnenen Katholiken, welche den Sieg der österreichischen Waffen eifrig wünschten und nach dem Erfolge von Sadowa in nicht geringere „kirchliche", als jener leichtblütige Minister Napoleons III. in „patriotische" Angst gerieten. Die Mehrzahl von ihnen erfuhr dann allerdings im Jahre 1870 jene oben erwähnte Umwandlung, die ihnen nur zur Ehre gereicht. Sie fochten tapfer mit oder pflegten die Verwundeten; sie begrüßten freudig das wiedererstandene deutsche Reich. Man durfte daher hoffen, daß mit der heiß und lange umsonst ersehnten äußeren Einigung auch die Zwietracht der Kon-
67 fessionen allmählich abnehmen und daß das gemeinsam Christliche, was unserem Volke in der Not des Krieges zum Segen gereicht hatte, auch im Frieden als Segen sich bewähren werde. Aber bald mußte man auf der Hut sein, daß nicht etwas Ähnliches geschehe, wie nach der alten germanischen Mythe in der Welt der Götter. Als diese, heißt es, alle in Eintracht und in Frieden lebten, ersann einer, der böse Loki, ihnen und der ganzen Welt schlimmes Verderben, das von einem geringfügig scheinenden Punkte ausgehn sollte. Jetzt spielten die Rolle Lokis gewisse Koryphäen der Jesuitenpartei, indem sie mit dem alten Haß jenes Gift verbreiteten,

vor dem Döllinger den Erzbischof Scherr umsonst gewarnt hatte.

Anfangs zwar gebot es die Klugheit, daß sie, ähnlich wie Ricci gegen Friedrich den Großen, gegen den evangelischen Kaiser eine besonders freundliche Gesinnung zur Schau trugen. Wiegte sich doch der Papst selber in der Hoffnung, mit deutscher Hilfe Hauptstadt und Kirchenstaat wieder zu erlangen und so und so viel Italiener, welche die Einigung ihres Vaterlandes freudig begrüßt hatten, wieder unter die elendeste Regierung, die es je gegeben, zu bringen. Man nahm daher diese Sache des Papstes als Vorwand, um das ihm blind ergebene Volk zu erregen, und agitierte für dieselbe im ersten deutschen Reichstag. Daß letzteres behutsam und doch offenkundig genug und mit dem erforderlichen Lärmen geschehen konnte, dafür hatte der eine Mann, der kluge Abgeordnete von Meppen, alles glücklich vorbereitet. Er hatte eine Vereinigung der welfischen und päpstlichen Elemente zustande gebracht.[1] Er hatte in dieser gefährlichen Verbindung als derjenige, welcher einem so weitreichenden Unternehmen allein gewachsen war, die Führerschaft übernommen. Nicht bloß Fanatiker, auch gemäßigtere Männer, darunter nicht wenige, die sich unserer Siege und des neu erstandenen deutschen Reiches aufrichtig freuten, hatten sich teils durch politische Motive, teils durch die Meinung, daß die Religion in Gefahr sei, von ihm fortreißen lassen. Wegen

1) Bulle, Geschichte der Jahre 1871 bis 1877 I S. 161 ff. 166 ff.

des erbrachten sacrificio dell' intelletto war er den Anhängern des vatikanischen Concils sehr genehm, obwohl man Zweifel über die Festigkeit seines Glaubens hier und da hegte. Denn Spuren eines tieferen religiösen Ernstes fehlten so gut wie ganz in seinen Reden. Dieselben verrieten vielmehr eine gewisse Leichtigkeit und Wandelbarkeit des Sinnes, sie strotzten von unzähligen Witzen, zum Teil recht hübschen, zum Teil recht frivolen und possenhaften; eine gewisse Malice verbarg sich nicht selten unter einer unschuldigen Miene und einem harmlosen Ton der Stimme. Das schien ein zweifelhafter Verteidiger des von ihm selbst noch kurz vorher bezweifelten neuen Dogma zu sein! Auch über die Jesuiten hatte er noch unlängst sehr verächtlich geredet: er werde ihre Vertreibung keineswegs hindern.[1] Nachher widerrief er seine Meinung lächelnd, mit gewohnter Leichtigkeit. Er mochte merken, wie ihre im Festhalten des Vorgenommenen ebenso zähe wie in der Wahl der Mittel schmiegsame Weise so ganz zu der seinigen stimme. Unter den Staatsmännern Athens gab man dem Theramenes wegen seines geschmeidigen und die Parteien wechselnden Charakters den Beinamen: „der Kothurn", weil nämlich diese Art Fußbekleidung für den rechten wie für den linken Fuß, für Männer- wie für Frauen-

1) Nach beiden Seiten hin hatte er sich in Breslau gegen den Domherrn Künzer geäußert, der bald hernach von den Parteiblättern so übel mißhandelt wurde. Mit großem Ingrimm hatte er von den Jesuiten gesagt: „sie seien an allem schuld und er werde gegen deren Vertreibung keinen Finger krumm machen." Bulle a. a. O. S. 162.

Rollen gleichmäßig paßte. Der Meppener Abgeordnete, weit geschickter im Drehen und Wenden als jener, er- 68
schien in mehr als einer Beziehung wie ein Doppelgänger. Er war Welfe und Preuße, Streiter Roms und guter Deutscher, stark in Zweifeln und zum sacrificio dell' intelletto sehr bereit, ein heiterer Spaßmacher und ein Sänger thränenreicher Klagelieder über die Wunden seiner Kirche, liberal und doch mit dem „Ruhm des Gehorsams" prahlend; dem Papst zu Trotz ein Lobredner der Toleranz und Gewissensfreiheit, und dennoch mit denen, die den neukanonisierten Peter Arbues anriefen, in bedenklichem Bunde! So warf er in den ersten Reichstag des neuen deutschen Reiches den Erisapfel. Gegenüber diesem Mann und seinen Genossen hielt es die Majorität mit dem Kaiser und seinen Ministern für frevelhaft, wenn sich Deutschland um der Restituierung des Kirchenstaates willen in die italischen Händel mischte. Solche Ansicht erklärte dagegen die andere Partei nicht nur für höchst ungerecht, sondern auch für feindselig gegen sie selber gerichtet. Da sehe man, daß im neuen Reich kein Verständnis für das sei, was römisch-katholische Christen als ganz notwendig und als vom höchsten Wert für sich in Anspruch nehmen müßten. So der Abgeordnete von Meppen. Also von der weltlichen Herrschaft des Papstes, welche im Mittelalter der „göttliche" Dante als die Ursache aller Verderbnis verwünscht hatte, wagte heutigen Tages ein deutscher Mann, besser bewandert in der Diplomatie, als in religiösen Dingen, öffentlich zu behaupten, sie müsse als teures Gut für alle deutschen Katholiken

gelten. Und seine Fraktionsgenossen stimmten ihm mit lauter Stimme zu, die einen, indem sie im Ernst solchen Phantomen nachjagten, die anderen, indem sie meinten, das Volk dadurch in Bewegung bringen zu sollen. So wurde auf der großen Weltbühne vor aller Augen der unversöhnliche Zwiespalt enthüllt zwischen dem Papsttum mit seinen mittelalterlichen Träumereien und zwischen dem neuen Kaisertum, das diese Träume verscheuchte.

Schon früher aber hatte man in Bayern und Preußen die Päpstlichen daran hindern müssen, Männer, die frommer, lauterer, gebildeter als sie waren, in wenig ehrenhafter Weise zu plagen und zu verfolgen, weil diese um des Gewissens willen sich dem neuen Dogma nicht unterwerfen konnten. Denn schon unmittelbar nach dem Concil, wie wir gesehen haben, ehe noch der deutsch-französische Krieg beendet war, gingen die Ultramontanen so gewaltsam mit Exkommunikationen vor, daß sie sich sogar, was sie bis dahin vermieden hatten, mehrfacher Verletzungen des gemeinen Rechts schuldig machten. Und dennoch riefen sie die Hilfe des „weltlichen Armes" gegen die Exkommunicierten an, um rechtschaffene Pfarrer von ihren Stellen zu verjagen, um ausgezeichnete Lehrer an Gymnasien und Universitäten vom staatlich übertragenen Amt durch staatliche Gewalt zu entfernen! Offenbar meinten sie, weil es sich um innere kirchliche Dinge handle, müsse der Staat ihnen zu Willen sein. Aber sie nötigten diesen, sich wider seine eigene Neigung in die innern Angelegenheiten der Kirche zu mischen. Denn es mußte nun vor

dem staatlichen Gerichtshof die Frage entschieden werden, ob die, deren Absetzung die Bischöfe verlangten, sich Katholiken nennen dürften. Der Staat, als Patron der Kirche, hatte nämlich viele Lehrstellen und Professuren den betreffenden Männern als Katholiken übertragen. Wechselten sie nun den Glauben, so mußten 69
sie vom Amte entfernt werden. Der katholische Glaube ist unveränderlich — so hatten die Bischöfe oft genug behauptet. Nun aber waren es die Altkatholiken, welche den Glauben nicht wechselten, auch dann nicht, als die Bischöfe es ihnen befahlen. Sie verwarfen ja nur eine Meinung, deren Akatholicität Deutschlands gelehrteste Bischöfe vor kurzem noch mit zwingenden geschichtlichen Gründen nachgewiesen und die irländischen Prälaten sogar eidlich erhärtet hatten — ohne daß je ein Papst widersprach. Jetzt lehnten, wie wir sahen, die Bischöfe, die sich dem neuen Dogma unterworfen hatten, beharrlich ab, sich in eine Disputation über dasselbe mit Döllinger und andern Gelehrten einzulassen; sie machten hingegen den kühnen Versuch, die umgeänderte Kirchenlehre als ungeänderte und unveränderliche hinzustellen, aber mit so lächerlichen und sophistischen Gründen, daß sie vielleicht das ungebildete Volk, sich selber wohl kaum, und den gesunden Verstand der staatlichen Behörden gewiß nicht zu überzeugen vermochten. Daher gaben sie bald diesen Versuch lieber ganz auf und steiften sich nun auf das „formale Recht", wie sie es nannten, d. h. der Staat sollte über die dogmatische Kontroverse gar kein Urteil haben dürfen, sondern nur untersuchen, ob die Kirche nach ihren Gesetzen rechtmäßig verfahren

wäre; das aber sei unzweifelhaft geschehen, als sie das neue Dogma proklamierte. Allein auch das konnten sie nicht aufrecht erhalten. Denn Döllinger und andere in ganz Deutschland hochgeachtete Männer wiesen nach, daß das Konzil nach den kirchlichen Satzungen nicht rechtmäßig abgehalten worden sei und brachten so überzeugende Argumente bei, daß der gesunde Menschenverstand der Behörden ihnen beipflichten mußte. Diese konnten sich außerdem darauf berufen, daß auch das Concil von Trident, wie schon Leibnitz hervorhob, keineswegs von allen Staaten anerkannt worden ist. In Bayern war es ferner nicht gestattet, die vatikanischen Beschlüsse ohne ein königliches Placet zu proklamieren, geschweige denn ihnen Rechtsgiltigkeit beizulegen. Mit welchem Recht sollten also Döllinger und seine Freunde dem Gutdünken eines Scherr und seiner Genossen preis gegeben werden? Dergleichen durften die Regierungen von Bayern und Preußen, sowie die des deutschen Reiches, nicht sich zu Schulden kommen lassen. Ihre Nachgiebigkeit wäre selber ein sacrificio dell' intelletto gewesen. Alle Gründe sprachen dafür, daß den Männern mit der unveränderten Überzeugung auch das unveränderte Recht in der katholischen Kirche von Seiten des Staats gewahrt wurde.

Dies erregte aber den Zorn der Päpstlichen nicht minder, wie die Abstimmung des Reichstages, die thatsächlich gegen die Wiederherstellung der weltlichen Papstherrschaft gerichtet war. Beides benutzten sie, um das Volk aufzureizen. Denn ihre hauptsächliche Befürchtung war, dieses könnte sich auf die Seite der Behörden

stellen, wenn letztere rechtschaffene katholische Priester und Lehrer in Schutz nahmen. Daher gaben sich niedrige Denunzianten alle Mühe, Männer, die namhafte Ver- 70
dienste um Schule und Gemeinde hatten, als verderbliche Ketzer, ja als Verächter aller Religion darzustellen und zu verdächtigen, von anderen ehrenrührigen Lügen zu geschweigen. Obwohl diese Verdächtigungen vor dem Richter vielfach in ihrer Nichtigkeit dargethan wurden, fanden sie doch bei der ungebildeten Menge und besonders bei dem unter der Gewalt des Beichtstuhls stehenden weiblichen Teil der Bevölkerung nur gar zu leicht Eingang, und legten um so mehr dem Staate die Verpflichtung auf, sein Interesse in Obacht zu nehmen, zumal andererseits fanatische und dem Papst blind ergebene Lehrer das Gift der jesuitischen Moral unter der heranwachsenden Jugend verbreiteten, die Achtung vor den Staatsgesetzen untergruben und damit den Heerscharen der römischen Theokratie die Wege bereiteten. Ja, weil es jederzeit wahr ist, daß nach dem Ausspruch jenes alten Griechen ein Staat ohne Religion, wie eine Stadt auf den Sand gebaut, nicht bestehen kann, so mußten die Staatsregierungen an ihrem Teile Sorge tragen, daß der reinere sittlich-religiöse Geist im katholischen Volk, der damals gerade unter dem Eindruck der großen Ereignisse der Gegenwart in erfreulicher Weise sich hob, nicht durch eine jesuitische Korruption der Gewissen selber verdorben würde und dann bei vielen in eine Verachtung aller Religion umschlüge. Um dies zu verhüten, konnte der Staat, wenn jene einzelnen streitigen Fälle vor sein Tribunal gelangten, durch eine gerechte Ent-

scheidung den gesunden Elementen in der Kirche zu Hilfe kommen und den schlechten Widerstand leisten. Aber freilich mußte, um der Wahrheit den völligen Sieg zu verschaffen, der Kampf geführt werden nicht bloß mit juridischen, sondern mit geistlichen Waffen; die Religion, nicht nur menschliche Doktrinen, mußte die Mittel dazu liefern. Es mußte ins Feld geführt werden die innerhalb des Protestantismus zur Entfaltung gelangte wissenschaftliche Erkenntnis, die Geschichte, die Kritik, die Philosophie, die Theologie und vor allem die evangelische Kirche selbst. Gerade dieser letzteren durfte es nicht entgehen, daß die siegreiche Jesuitenpartei vom alten infernalen Haß beseelt, auch heute noch, wenn sie nur könnte, mit List, Gewalt, Blutvergießen ihr den Untergang drohen würde, während mit dem anderen, zeitweise unterdrückten Teil der katholischen Kirche die Möglichkeit friedlichen Nebeneinanderbestehens gegeben, ja die Hoffnung dereinstigen vollkommeneren Einverständnisses nicht ausgeschlossen wäre. Ohne diesen „Frieden der Konfessionen“ aber fehlte dem neuen deutschen Reich die Bürgschaft einer inneren gesunden und zuverlässigen Entwickelung, ja die Dauer seines Bestehens überhaupt wurde, das sahen unsere Staatsmänner recht wohl, zweifelhaft. Auf dies alles habe ich bereits in meiner oben erwähnten, drei Monate nach der Unfehlbarkeitserklärung verfaßten Schrift Bezug genommen. Einige Sätze daraus mögen denn auch hier Platz finden.

71 „Die christliche Religion“, so schrieb ich damals, „ist die geheiligte Grundlage sowohl unseres gesamten socialen Lebens, als auch unserer Staaten. Das er-

kannten nach dem Sturz des ersten französischen Kaiserreichs die Menschen, das empfinden viele auch jetzt wieder tiefer und lebhafter, da die Hand Gottes so wunderbar in die Geschicke der Völker eingegriffen hat. Aber es gilt mit vereinter Kraft zu verhüten, daß nicht die gewaltige und großartige Bewegung der Geister, wie dies einst durch Schuld der Fürsten und Völker geschah, so auch heute aufs neue auf Abwege gerate und daß nicht, um mit dem Apostel zu reden, im Fleische vollendet werde, was im Geiste angefangen ist. Denn um aus der Verwirrung, in welcher sich ganz Europa und die römisch-katholischen Völker insonderheit befinden, zu einem besseren und gesunderen Zustande zu gelangen, genügt nicht der tote Buchstabe des Staatsrechts oder der religiösen Vorschriften, sondern es bedarf des Geistes, der lebendig macht. Dieser aber kann, ob er gleich im letzten Grunde aus dem göttlichen Erbarmen und nicht aus menschlichem Rat und Vermögen stammt, doch da nimmer zur Geltung gelangen, wo dem verderbten Gewissen eine Verderbnis der ganzen Religion folgt. Darum müssen die Anstifter und Werkzeuge so großen Unheils in der Christenheit so lange bekämpft werden, bis sie überwunden und unschädlich gemacht sind. Die Aufgabe, diesen heiligen Krieg mit geistlichen Waffen zu führen, fällt unserem Volke, unserer evangelischen Kirche in erster Reihe zu. Die Sache derer, die man jetzt in der römisch-katholischen Kirche ohne Scham und Scheu zu unterdrücken strebt, ist unsere Sache. Denn sie allein vertreten und bewahren noch all das Große, Herrliche, wahrhaft Christliche, das durch den Lauf so

vieler Jahrhunderte hindurch, wie wir dies niemals geleugnet haben, dort vorhanden geblieben ist. Sie erneuern uns die Hoffnung jener einstigen Einigung, welche unsere Vorfahren, so oft sie unter Autorität des deutschen Reiches einen Religionsfrieden schlossen, von der Zukunft zu erwarten erklärten. Sie sind vielleicht den Grundsätzen nicht so fern, auf die Leibnitz einst die wahre Union zu gründen hoffte, als er die Suspension und Revision gewisser Beschlüsse des tridentinischen Concils verlangte, welche er als Ursache der ganzen gegenwärtigen Trennung der Konfessionen betrachtete."

Diesen Männern also, von denen heute nach zehn Jahren noch das damals Gesagte gilt, konnte und mußte unsere Regierung den hinreichenden Schutz gegen ihre wütenden Gegner gewähren. Hierin vornehmlich liegen die Anfänge des gesamten Kampfes mit der Kurie in Deutschland. Zwar benutzten die Päpstlichen gleichzeitig schon die obenberührten Klagen über den Raub der weltlichen Papstherrschaft, um Zwietracht in die Gemüter zu säen. Aber die Altkatholiken waren doch der eigentliche Anlaß ihres ersten offenen Widerstandes gegen die Staatsgewalt, und besonders
72 in Bayern ging es dabei sehr tumultuarisch her. Dort waren die Scherr und Genossen, die noch unlängst das neue Dogma bekämpft hatten, nach einer kurzen Zeit, wo noch einige übriggebliebene Scham sie zurückhielt, auf wiederholte Weisungen seitens der Kurie bereit, jedes Wagnis gegen Döllinger und seine Freunde zu unternehmen. Die Exkommunikation war nicht möglich, ohne die Publikation der vatikanischen Beschlüsse. Daran

aber hinderte die Verweigerung des königlichen Placet. Darum verkündigten die bayerischen Bischöfe in thatsächlicher Mißachtung der Staatsgesetze, auf die sie vereidigt waren, jene Dekrete auf Roms Befehl. Ja der Regensburger Oberhirte erklärte am 23. Mai 1871 öffentlich, jeder Eid, auch der der königlichen Beamten, werde geleistet mit Vorbehalt der Rechte der Kirche. Das erinnerte doch stark an die jesuitische Doktrin der reservatio mentalis bei Eidesleistungen. Oder es fiel einem unwillkürlich das Verhalten so mancher Päpste ein, die in gewissen Fällen mit den heiligsten Eiden spielten; wie z. B. Innocenz X. in seiner berüchtigten Bulle „zelus domus Dei“ nicht nur alle Bestimmungen des westfälischen Friedens für null und nichtig, ungerecht, verdammt, verworfen und völlig wirkungslos erklärte, sondern auch ausdrücklich hinzufügte, niemand, und wäre er mit einem Eide an jene Bestimmungen gebunden, sei verpflichtet, sie zu beobachten. Mit der gleichen kaum glaublichen Insolenz spotteten die bayerischen Bischöfe alles Rechts der bürgerlichen Gesellschaft, kriechend dem Papst gegenüber, gegen die Behörden übermütig wie Satrapen oder wie kleine Päpste. So drohte der Bamberger allen mit der Exkommunikation, die eine ihm äußerst mißliebige Rede, welche der Minister Lutz in der Kammer gehalten hatte, lesen würden. Ein anderer Bischof sprach aus: Er werde der erste sein, die Throne der Regierenden umzustürzen, wenn sie nicht Herrscher von Gottes Gnaden sein wollten. Der Passauer ließ sechs schwarze Fahnen auf dem bischöflichen Palais aufstecken, als der Staat keine Miene machte,

dem Papst zu gehorchen. In Lutz' Gegenwart erklärte er, die Kirche müsse die Herrschaft behaupten über den Staat. Auf die Unterstützung der monarchischen konstitutionellen Regierungsgewalt könne man nicht ferner rechnen, also werde man sich der Hilfe der Demokratie und des großen Haufens bedienen.[1] Und das waren nicht bloß leere Drohungen, man rechnete vielmehr stark auf eine Unterstützung von dieser Seite her, zumal die politischen Konstellationen günstig waren. Es hatten nämlich zwar auch dort viele, die als Ultramontane galten, durch die Gefahr des Vaterlandes zu edleren Gefühlen entflammt, den deutschen Siegen und dem neuerstandenen Reich freudig zugejauchzt. Ihnen war es zu danken, daß sich die bayerische Kammer, dem Rufe ihres Königs folgend, in ihrer Majorität für den Bundesvertrag des neuen deutschen Reiches entschieden hatte. Andere dagegen sträubten sich aufs heftigste gegen die Neugestaltung, ließen sich auch nachmals nicht
73 besänftigen, sondern jammerten über Bayerns Untergang mit solcher Emphase, daß nicht viel fehlte, so riefen sie wieder die Ausländer um Hilfe an. Dies war die sogenannte Patriotenpartei, eine vortreffliche Bundesgenossenschaft für die Anhänger des neuen Dogma, um so mehr, da die Altkatholiken, unbeschadet ihrer nicht geringeren Treue gegen den angestammten König, von Herzen reichsfreundlich waren. So boten sich den Ultramontanen mancherlei Gelegenheiten dar, die Gemüter in ihrem Sinne zu erregen, und die Popularität der

1) Vgl. über dies alles: Bulle a. a. O. S. 215.

Volkstribunen, die wir oben schilderten, wuchs von Tage zu Tage. In volkstümlicher Sprache bearbeiteten sie in Reden und Tageblättern die Menge. Der Mangel an Geist wurde durch eine höchst turbulente und unflätige Beredsamkeit ersetzt. Den maßlosen Haß gegen Preußen und das neue deutsche Reich, den manche Genossen des Centrums klug verbargen, trugen diese Patrioten mit bäurischer Roheit und garstigen Redensarten dreist zur Schau. Besonders einer unter ihnen zeichnete sich wie ein zweiter Thersites hierin aus. Mit dieser Clique wetteiferten zahllose Priester, Hetzkapläne mit Recht genannt, servil den Bischöfen gegenüber, zur Unterdrückung anderer stets bereit. Sie mißbrauchten die Predigt zu persönlichen Angriffen auf die achtbarsten Männer, auch auf hohe Beamte, in vermessenster Weise und störten, indem sie die Masse zu blinder Wut hetzten, schon hie und da den öffentlichen Frieden. Diese alle, Volkstribunen und Priester, hatten sich insonderheit gegen die bayerischen Minister verschworen, die ihnen doppelt verhaßt waren, einmal weil sie die Bundesverträge des neuen deutschen Reichs treu inne hielten, sodann weil sie die Altkatholiken in ihrem Glauben und ihren Rechten schützten. Das waren auch die einzigen Klagen, die in einem Staate zu erheben möglich war, dessen überkommene alte Traditionen die römisch-katholische Kirche noch immer ausnehmend begünstigten. Unter diesen Umständen meinte Lutz die Hilfe des Reiches gegen die aufsätzigen Priester in Anspruch nehmen zu müssen und brachte im Bundesrat und im Reichstage einen Antrag ein, den Mißbrauch der Kanzel betreffend,

wonach eine etwas schwerere Strafe als bisher auf derartige Vergehen erfolgen konnte. Die beigebrachten Belege und Beispiele schienen so schlagend die Nötigung zu diesem Schritt zu erweisen, daß der Reichstag dem Minister nach einigen Debatten die Zustimmung nicht versagen zu können meinte. Im Dezember 1871 wurde daher jenes Gesetz publiciert, das erste von allen denen, welche der Kampf mit den Päpstlichen allmählich hervorgebracht hat.

Inzwischen wurde Preußen der Schauplatz ähnlicher, wenn auch zunächst nicht so schlimmer Wirren wie Bayern. Erst im nächstfolgenden Jahre begegnete man auch dort den Agitationen der Kurie durch ein Gesetz, das die Schulen betraf. Das Schulaufsichtsrecht kam in Preußen dem Staate zu und erschien dort allen staatlichen Behörden von höchster Bedeutung. Allein nach altem Herkommen waren die Geistlichen Inspektoren der Volksschulen im Namen und Auftrag des Staats. Zumal
74 die Lokal-Schulinspektion lag in den Händen der evangelischen und katholischen Pfarrer. Hierin wollten auch die leitenden Staatsmänner nichts ändern, sondern nur das Recht sollte dem Kultusminister, damals Falk, zustehn, in einzelnen Fällen die geistlichen Schulinspektoren durch weltliche zu ersetzen. Dies verlangte die preußische Regierung vom Landtage und führte offen als Grund für diese Maßregel an, daß gewisse römisch-katholische Priester zum großen Nachteil des Staates den Einfluß ihres heiligen Amtes mißbrauchten. Der Reichskanzler gab dazu Beispiele. Er fügte die Bemerkung hinzu, wie fast nur in Deutschland der römisch-katholische Klerus

der Vaterlandsliebe bar sei, indem er den Vorteil der römischen Kirche über das Wohl des Reichs stelle. Als das Centrum hierfür Beweise verlangte, brachte er es einigermaßen aus der Fassung mit den Worten: „Greifen Sie doch nur in Ihren eigenen Busen!“ Es wurde ausdrücklich eingeräumt, daß jener Maßnahme nicht im mindesten ein Vorwurf auch gegen die evangelische Geistlichkeit zu Grunde liege; im Gegenteil wurden deren beständige Verdienste um das Schulwesen hervorgehoben; Falk selbst vergaß nicht, daß er der Sohn eines Pfarrers sei, der 45 Jahre lang seinen Pflichten als Schulinspektor obgelegen hatte. Nur um des Grundsatzes der Parität willen, die für die Konfessionen besteht, sollte das Gesetz auf alle Volksschulen ausgedehnt werden. Das gerade erschien der konservativen Partei nicht ohne Grund als bedenklich. Sie hielt es für Unrecht, wegen der Schuld einiger römisch-katholischer Priester ein altes Ehrenamt der evangelischen Kirche, der Preußen so viel verdankt, anzutasten, und unzählige unschuldige und wohlverdiente Männer der Willkür eines Ministers zu überlassen. Wenn wirklich Gefahr vorhanden sei — und diese war die Partei allerdings geneigt zu unterschätzen — so müsse man auf billigere Maßregeln denken. Ihr eine mildere Form bietender Gesetzentwurf fand zwar die Zustimmung der Regierung, ward aber von den Liberalen abgelehnt. Auf den Vorwurf, das Schulaufsichtsgesetz sei dem christlichen Geist der Volksschule nachteilig, antworteten Falk und der Fürst-Reichskanzler mit guten Gründen. Der letztere sprach mit der ihm eigenen Offenheit, hinter der kein besonnener Mensch

Verstellung wittern kann, seine lebendige christliche und evangelische Glaubensüberzeugung aus, die er öffentlich und daheim bekannt habe. Aber sein ihm von Gott übertragenes Amt fordere es, daß er, wie einst die Revolutionäre auf den Straßen, so jetzt diejenigen bekämpfe, welche die Fundamente des Staats, zu deren Festigung sie berufen wären, untergrüben. Wie er dachten viele andere. Daneben darf es freilich nicht Wunder nehmen, wenn in der großen Versammlung auch solche Elemente waren, die aus Feindschaft gegen die Religion oder aus irrigen Meinungen über sie eine Schwächung beider Kirchen von dem Gesetz wünschten und erhofften. Anderen fehlte bei ihrer Unkenntnis in Kirchen- und Schulverhältnissen ein klares Urteil über Sinn und Tragweite der Vorlage. Aber allen denen, die für dieselbe sprachen und stimmten, fehlte ein gewisses Verständnis für die Gefahr nicht, die von dem jesuitischen Geiste her unserer Schule und unserer Bildung drohte. Und wenn jemand noch an dem Nutzen des Gesetzes zweifeln konnte, so mußte ihn der unzweideutige Schrecken auf römischer Seite darüber belehren. Erklärte doch der Mann von Meppen sich bereit, die Gemeinschaft mit dem Centrum (der staatsfeindlichen Truppe, wie es Bismarck bezeichnet hatte) abzubrechen, wenn das Gesetz zurückgezogen würde — wofür er dann freilich um so stattlicher von den Fraktionsgenossen als „die Perle von Meppen“ gefeiert wurde. So erlangte die Vorlage im März 1872 Gesetzeskraft. Ihr anfänglich sehr mäßiger Gebrauch ward im Laufe des sich steigernden Kampfes weiter ausgedehnt.

Eine noch bei weitem heftigere Aufregung verursachte bald nachher ein drittes Gesetz, das nicht von Preußen, sondern von ganz Deutschland, und nicht von den Regierungen, sondern von den Vertretern des Volks ausging. Es handelte sich um die Gesellschaft der Jesuiten. Dieselbe war noch in den meisten deutschen Staaten nach den bestehenden Gesetzen verboten. Auch katholische Fürsten, unter anderen der übrigens der Kirche sehr ergebene König Ludwig I. von Bayern, hatten immer auf der Ausschließung der Jesuiten als höchst gefährlicher Leute beharrt, so dringend auch der päpstliche Nuntius sie insbesondre dem letzteren Monarchen empfohlen hatte. Dennoch hatten sie sich allmählich eingeschlichen; besonders in Preußen waren sie in Flor gekommen, seitdem ein Artikel der preußischen Verfassung vom Jahre 1849, der von der Freiheit der Kirchen handelte, sie begünstigte. Döllinger hatte diesen Artikel einst in dem Frankfurter Parlament für das projektierte Reichsgrundgesetz, aber mit ausdrücklichem Ausschluß der Jesuiten, formuliert. In die preußische Verfassung war er leider mit Weglassung des die Jesuiten betreffenden Passus aufgenommen. Die Centrumsmänner hatten sich bemüht, denselben Artikel im ersten zu Berlin versammelten deutschen Reichstag in die neue Reichsverfassung hineinzubringen, wobei sie neben andern Gründen ohne Zweifel durch die Absicht geleitet wurden, die Jesuiten und deren Ausbreitung durch das ganze Reich zu begünstigen. Es lag vor Augen, daß die letzteren die hauptsächlichen Anstifter der stets wachsenden Verwirrungen seien. So war es auch nicht verwunderlich, daß,

als im Jahre darauf der Reichstag wiederum zusammentrat, Adressen, mit unzähligen Unterschriften bedeckt, an ihn einliefen, die um die Verweisung der Jesuiten aus ganz Deutschland petitionierten, während andere, nicht minder zahlreiche, ihre Zulassung forderten. Nach langen Debatten beschloß der Reichstag die Ausweisung der Gesellschaft Jesu und Auflösung ihrer Niederlassungen. Das Gesetz wurde vom Bundesrat mit allen Stimmen gegen
76 die von Reuß ältere Linie gutgeheißen und im Juli 1872 vom Kaiser sanktioniert.

So trat denn damals wiederum der ungeheure Umschwung offen zutage, der, von langher vorbereitet, durch die vatikanischen Beschlüsse vollendet war. Noch vor wenigen Jahrzehnten hatten auf dem Frankfurter Parlament die hervorragendsten Bischöfe und andere Vertreter der römisch-katholischen Interessen die Ansicht geäußert, daß zur wahren Freiheit und zum wahren Frieden der Kirche die Entfernung der Jesuiten aus Deutschland erforderlich sei. Theologen, die selbst günstig über die Verdienste so mancher besserer Jesuiten urteilten, ließen doch ihre Fehler und Missethaten darüber niemals außer Acht: Theiner durfte dieselben im Rom unter des Papstes Autorität aufdecken und beschreiben. Alle, die noch ernstlich ein Band brüderlicher Gemeinschaft mit den Evangelischen festzuhalten gedachten, vergaßen damals nicht, welche Meinung die Schüler Loyolas über die Protestanten, als „die bei Gott und Menschen verhaßte Brut“ [1] geäußert und wie oft sie dieselben mit

1) Imago hujus seculi, prolegomena p. 18. Vgl. Huber, der Jesuitenorden.

giftiger List und blutiger Gewaltthat bekämpft hatten. Jetzt fand jedes freiere Urteil eines römisch-katholischen Mannes über den Orden in Rom die härteste Mißbilligung, und in seiner Heimat wurde er beim Volke als ein Gottloser verschrieen. Die Jesuiten blindlings zu loben war plötzlich eine hauptsächliche Pflicht des neuen Gehorsams geworden. Ihre Aufhebung, wie sie in Bayern bis dahin zu Recht bestand, auf ganz Deutschland auszudehnen — das nannten die Centrumsmänner das höchste Unrecht gegen die römische Kirche. Mit großer Dreistigkeit wurden andersdenkende Katholiken als ihres Namens unwürdig von ihnen hingestellt.

In diesem Sinne trat mit einem Male auf jenem Reichstage auch der Abgeordnete für Meppen, der kluge Führer der Centrumsfraktion, er, der noch vor zwei Jahren sich mit schärfstem Tadel gegen die Jesuiten erklärt hatte, als eifriger Bewunderer derselben auf. Der Papst hatte es befohlen, darum lobte er sie jetzt; denn historische Studien hatten ihn in der Zwischenzeit wohl schwerlich soweit gebracht. Als er das Gesetz gegen die Jesuiten durchgehn sah, rief er mit gewohnter Leichtfertigkeit und Unverfrorenheit aus, als ob jetzt erst vollends etwas recht Unerhörtes gegen Rom unternommen würde: „Sie wollen den Krieg, — Sie sollen ihn haben!“ Und daß er dies nicht bloß in seinem oder des Centrums Namen, sondern in dem der Kurie selbst hatte sagen können, das sollte bald einleuchten. Unmittelbar nach Erlaß des Gesetzes schrieb die Civiltà cattolica: „Gott braucht seine Geißeln, darnach wird er sie zerbrechen: das neue deutsche Reich ist nichts

anderes als eine Geißel des göttlichen Zorns." Dasselbe Kriegsgeschrei aber wurde von allen Anhängern der Kurie durch ganz Deutschland hin erhoben. Ein bayrisches Blatt (das seitdem zur Besinnung gekommen ist
77 und gegen die Civiltà sich in gut deutschem Geiste ausgesprochen hat)[1] erklärte damals: „Durch dies Gesetz ist der religiöse Friede in Deutschland gebrochen und der Krieg gegen eine Macht erklärt, die älter ist als die Burggrafen von Nürnberg." Gleichzeitig schrieb jener Münchener Thersites in seinem „Vaterland": „Die Jesuiten werden siegen über dies deutsche Reich, ein Reich für Freimaurer und Juden. Wir mögen euer deutsches Reich nicht und haben es nie geliebt. Uns ist's nichts als eine vorübergehende Wolke." Ähnliches schrieben die jesuitenfreundlichen, dem „Vaterland" geistesverwandten „Dresdener Nachrichten". Hier, in der Hauptstadt eines fast durchweg evangelischen Landes war es, wo einen Monat nach Erlaß des Gesetzes ein Hofkaplan, namens Potthof, eine hohe Messe „zu Ehren des Ignaz von Loyola, des Gründers des Jesuitenordens", öffentlich ankündigte. So wurde das römisch-katholische Volk getäuscht, das ja keine Kunde hatte von allem dem Unheil, das durch Jahrhunderte die Jesuiten Deutschland zugefügt hatten. Und bessere Kenntnis als das Volk hatten freilich die meisten Kleriker auch nicht, die, in den bischöflichen Seminarien erzogen und mit scholastischen und jesuitischen Doktrinen erfüllt, dem

1) Die „Augsburger Postzeitung". Vgl. 1880 Nr. 48 S. 390 und Erasmus redivivus p. 19.

Vaterlande, dessen Geschichte sie nie genauer kennen lernten, je mehr und mehr entfremdet waren. Der Papst selber hatte bereits im Monat Juni einen Beweis seines unversöhnlichen Hasses gegen das Reich gegeben, als er zu deutschen Pilgern, die ihm ihre Devotion bezeugten, im Tone des Propheten sagte: „Seid fröhlich und eines Sinnes, denn der Stein wird vom Berge herab ins Rollen kommen und die Füße des Kolosses zerschmettern." In der Folge hat er mit ähnlichen Aussprüchen um sich geworfen; und man kann sich vorstellen, welchen Anklang dieselben bei den obenerwähnten groben Volkstribunen und ähnlichen Gesellen fanden. Durch ihre Zeitungen und durch kleinere oder größere Versammlungen der Römisch-Katholischen gossen sie Öl ins Feuer.

So war denn der Krieg der Päpstlichen, welche die Sache der Jesuiten zu der ihrigen machten, gegen das neue deutsche Reich an allen Orten entbrannt: heimlich hatte er schon lange bestanden. Die Bischöfe aber trugen auf ihrer Versammlung zu Fulda kein Bedenken, den Vorwurf eines wenig ehrenhaften Benehmens, den sie in den letzten Jahren auf sich geladen, noch zu verstärken, indem sie ihre völlige Überraschung über die angeblich ganz unerwartet zum Ausbruch gekommenen Wirren feierlichst versicherten. Das wagten diese Männer den deutschen Regierungen (als ob diese die Schuld an allem trügen) in einer Zuschrift ins Gesicht zu sagen und es zugleich drucken zu lassen — sie, von denen mehrere in Rom die ungeheure Wandlung, welche mit der Kirche vorging und dem Staat keineswegs

78 gleichgültig sein konnte, klar durchschaut, ja davor gewarnt und als notwendige Folge derselben genau solche Wirren bezeichnet hatten, wie sie nun wirklich eingetreten waren. Der Papst werde auf solche Weise in der Kirche die schlimmsten Verwüstungen anrichten, hatte Hefele eigenhändig geschrieben. In einer an das Präsidium des Concils gerichteten Petition war damals von einer Anzahl europäischer und amerikanischer Bischöfe dringend abgeraten worden, durch Proklamation des Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit alle daran gläubigen Katholiken gleichsam zu geborenen Feinden ihres Vaterlandes zu machen. Der Kardinal Rauscher hatte die Petition verfaßt; beinahe alle deutschen Bischöfe, insbesondre die von München, Bamberg, Rottenburg, Mainz hatten sie unterzeichnet.[1] In gleicher Weise hatten sich die katholischen und dem Papst befreundeten Regierungen geäußert. Österreich vor allen hatte erklärt, es halte, wenn nicht seine Verfassung, so doch mindestens den Frieden zwischen Staat und Kirche durch das neue Dogma für gefährdet. Auf solche Vorhaltungen hatte Antonelli so unverschämt wie schlau erwidert: In ihren Grundsätzen sei die Kurie unbeugsam; in der Praxis werde sie Gregors VII. und Innocenz' III. Gewaltmaßregeln nicht zu erneuern versuchen.[2] Das alles war

1) Sie ist abgedruckt bei Friedrich: Documenta ad illustr. Conc. Vat. II, p. 388. Vgl. Quirinus, Römische Briefe S. 378. Schulte, die Macht der röm. Päpste, 2. Aufl. S. 5.

2) Quirinus a. a. O. S. 368. 385.

den Bischöfen zu Fulda bekannt, und doch thaten sie, als ob sie über die „unerwartet ausgebrochenen Streitigkeiten“ ins äußerste Erstaunen geraten wären! Es war eine in Deutschland unerhörte und bis dahin in einer so ehrwürdigen Versammlung noch nicht vorgekommene Dreistigkeit der öffentlichen Verdrehung thatsächlicher Wahrheit. Auch Hefele, schon seit einem Jahre ein gebrochener Mann, setzte leider seinen Namen, wie es scheint ohne Einwendungen zu erheben, unter das Monument ewiger Unehre.

Im preußischen Ministerconseil beratschlagte man über geeignete Gegenmaßregeln. Der Wille der Bischöfe und ihres Papstes war Restituierung der Gesellschaft Jesu, Entfernung der Altkatholiken aus ihren Ämtern durch den Staat, als den Diener der Kurie, und Wiederherstellung des klerikalen Einflusses auf die Schule, um daselbst einen gegen Rom servilen, gegen den Staat feindlichen und rebellischen, den höchsten Gütern der Nation entfremdeten Geist in der Jugend großzuziehn. Man durfte hoffen, daß selbst die Römisch-Katholischen, wofern sie nur noch nicht ganz vom jesuitischen Gift inficiert waren, als Aufgabe des Staates anerkennen würden, jene Pläne und Absichten zu verhindern und der Kurie und ihren Anhängern, die dergleichen verlangten und erstrebten, energischen Widerstand zu leisten. Es fragte sich nur, in welcher Weise? Daß die Sache ganz Deutschland angehe, war ja klar. Jedoch schon aus dem Grunde, weil in den einzelnen Staaten sehr 79
verschiedene Schul- und Kirchengesetze bestanden, mußte Preußen und nicht das Reich den Kampf aufnehmen.

Denn die kirchliche Gesetzgebung dieses Staats war seit dem Jahre 1849 mannigfachen Veränderungen und Neuerungen unterworfen worden: nicht gerade immer mit gehöriger Vorsicht, wie wir oben bereits bemerkten. Dazu war noch in jenen Tagen, da immer wieder bürgerlicher Aufruhr zu drohen schien, ein seltsames Bündnis zwischen manchen Pseudolutheranern und Kurialen gekommen, die sich beide als die festesten Stützen des Staates und des Thrones betrachteten.[1] Und Friedrich Wilhelm IV., der edle Fürst, der von deren Denkweise weit entfernt war, hatte doch im Anfang seiner Regierung die Macht und den Einfluß überschätzt, welchen Männer wie Radowitz, Sedlnitzky, Diepenbrock in der römischen Kirche zu haben schienen. Er hatte erst nachmals, zumal nach Festsetzung des neuen Marien-Dogma, zu seinem eigenen Schrecken die Macht eines antichristlichen Geistes in jener Kirche erkannt.[2] Aller dieser Umstände eingedenk hielten die Minister König Wilhelms ein Zurückgreifen auf die Vorsichtsmaßregeln von ehemals für geboten. Sie legten gewisse Gesetze, durch welche sie unter Berücksichtigung der Zeitverhält-

---

1) Das höchst achtungswerte Verhalten vieler Katholiken unter den damaligen Stürmen erkennen auch wir gern an. Fälschlich galten und gelten aber nichtsdestoweniger alle die als Lutheraner, welche keine Ahnung von jenem neuerlich beständig angewachsenen und im Vatikan gipfelnden Antichristentum haben, ohne dessen strenge Verurteilung niemand Luthers reformatorisches Recht verstehen und würdigen kann.

2) Vgl. die Schrift des Verf.: David Strauß als Romantiker des Heidentums S. 38.

nisse jenen Zweck zu erreichen suchten, dem Landtage vor. Dieselben wurden in beiden Häusern debattiert und, mit mancherlei Änderungen versehen, im Mai des folgenden Jahres 1873 vom Könige erlassen. Später sah man sich durch den beharrlichen Widerstand, den der größte Teil des römisch-katholischen Klerus und Volks jenen Gesetzen gegenüber leistete, genötigt, noch andere hinzuzufügen. Sie werden mit den ersteren unter dem Namen der „Maigesetze" begriffen.

Die Beurteilung dieser Gesetze, um die sich der Kampf seitdem vorzugsweise dreht, ist nach den verschiedenen Standpunkten eine sehr verschiedene. Wer auf Seiten des Staates steht, giebt wohl die Möglichkeit ihrer Milderung im einzelnen, nie ihrer Aufhebung zu. Völlige Aufhebung behufs Herstellung des kirchlichen Friedens fordern dagegen unverdrossen die Centrumsmänner. Und doch verhehlen sich die klugen Führer der letzteren nicht, daß auch dann es wirklichen Frieden keineswegs geben werde. Denn schon lange vor den Maigesetzen war, wie wir gesehen haben, Krieg mit Deutschland und Preußen die Losung des Papstes und seiner Streiter, speciell in unsern Parlamenten des Mannes von Meppen. Und diesen Krieg beabsichtigte man so lange zu führen, bis das junge Reich sich der Papstherrschaft, die wir durch ihrer Trabanten Bekenntnisse hinlänglich kennen, „löblich", wie jene sagen, unterworfen, den Jesuiten- 80
orden zurückgerufen, die Jugenderziehung ihnen übergeben, die Bischöfe aber für die ihnen widerfahrene Behandlung durch die höchsten Ehren entschädigt hätte — dieselben Bischöfe, die in einer seit Menschengedenken

unerhörten Weise sich über die Pflichten der Geradheit und Wahrhaftigkeit hinweggesetzt und die Liebe zum Vaterlande mehr und mehr verleugnet hatten. Um von Seiten des Staates jenen ihm angekündigten Krieg nachdrücklich führen zu können, sollte ihm als Waffe gegen eine heimliche Verschwörung, die durch unzählige Kirchen, Schulen, Klöster und Häuser Preußens sich hinschlich, gerade die Maigesetzgebung dienen. Ließe man sie fallen, so müßte der Staat, nachdem er zum Teil gerade seine besten Waffen weggeworfen hätte, dennoch denselben Kampf mit ebenso hartnäckigen wie hinterlistigen Gegnern weiterführen. Ihn bis dahin zu bringen ist das Ziel, welches die Patrone der Jesuiten verfolgen. Darum täuschen sie minder vorsichtige und erfahrene Leute dadurch, daß sie mit ihrem Windthorst die Maigesetze immer aufs neue als einziges Hindernis des Friedens, und zwar als wahrhaft drakonische Gesetze darstellen, die man zur völligen Zerstörung der katholischen Kirche ausgesonnen und ganz unschuldigen Leuten auferlegt habe. Welch eine thörichte Legende! Ein Staat, dessen Leiter immer das größte Wohlwollen der römisch-katholischen Kirche erzeigt haben und deren Weisheit kürzlich erst von einem einsichtigeren Papst rühmend anerkannt ist, der soll plötzlich wie in einem Anfall von Wahnsinn die Vernichtung derselben Kirche sich zum Ziel gesetzt haben? Aber mit solchen Fabeln jagt man den unwissenden Haufen in Schrecken, um ihm glaublich zu machen, daß unter der Regierung des gütigsten Monarchen wirklich solche drakonische Gesetze haben gegeben werden können. In Wahrheit sind sie sehr

milde im Vergleich zu denen, welche Pius IX. und sein jesuitischer Troß der christlichen Welt nach Möglichkeit auferlegen wollten. Wir haben Proben dieser Tyrannei, die härter als die eines Tiberius drückt, auf Grund urkundlicher Zeugnisse oben mitgeteilt. Konnte es doch in Preußen geschehn, daß die Jesuiten in Laach die jungen Kleriker unterwiesen: Altkatholiken und Ketzer[1] müßten, weil geistliche Strafen nicht wehe genug thäten, nach Möglichkeit mit Stockschlägen und andern Züchtigungsmitteln im Zaum gehalten werden. Gewiß war der Staat nur im Recht, wenn er solchen Lehrern, um sie an der Verwirklichung ihrer Wünsche zu hindern, Gehorsam gegen die bürgerlichen Ordnungen beizubringen suchte. Er drohte diesen aufständigen Unterthanen nur dieselben Strafen an, welche die päpstliche Kirche, da die Ungunst der Zeit Ketzerhinrichtungen leider nicht zuläßt, gegen ihre Angehörigen der Theorie nach heut noch verhängen sollte, wenn sie den blinden Gehorsam verweigern. Nur die Stockprügel überließ der Staat der sogenannten „katholischen Civilisation“ — der „civiltà cattolica“ — als Zwangsmittel wider Ungehorsame. So sollte selbst die Strenge des Staates, wenn auch mit langsamer Wirkung, zur Förderung der Freiheit und Humanität dienen. Zwar wurde einge-

1) Daß diese Exemplificierung eine einfache Konsequenz der oben S. 51 angeführten Stellen ist, wird jedem gesunden Menschenverstand einleuchten. Wohlgemerkt: ich rede von dem, was jene Jesuiten lehrten und wünschten, nicht von dem, was sie thaten. Ausgeführt soll ja nur werden, was „ohne Gefahr“ geschehen kann. Vgl. oben S. 50.

wandt, das Gut der Freiheit lasse sich niemandem aufzwingen: es gäbe Zeiten, wo die Menschen mit einer gewissen Wollust sich „in die Knechtschaft hineinstürzen"; so unter Tiberius, so unter Pio nono. Allein es giebt gewisse Güter der Humanität, welche der Staat seinen Angehörigen auch wider ihren Willen gewähren muß. So haben z. B. gerade die Päpstlichen das Recht des
81 Staats angegriffen, Eltern, die ihre Kinder nicht zur Schule schicken wollen, dazu zu zwingen. Jetzt hat fast ganz Europa diese Berechtigung anerkannt. Ähnlich äußert sich einmal Levin Schücking in seinem Roman, der, wie bemerkt, aus der Zeit vor der Maigesetzgebung stammt. Dort sagt jemand zu seinen früheren Gesinnungsgenossen, nachdem er ihnen die vatikanischen Irrtümer vorgehalten hat: „Es wird euch der Staat zu eurem Heile zwingen, gebildetere Priester zu bekommen."

In der That werden die unbefangenen Römisch-Katholischen, die sich durch die Wirren der Gegenwart und durch die Parteileidenschaft den Blick nicht ganz haben trüben lassen, einsehn, daß die Maigesetze keineswegs in einer gegen die katholische Kirche feindlichen Absicht erlassen sind, sondern nur zur Abwehr gegen gewisse Schäden, die durch das letzte Concil auf ihren Gipfel gelangt waren. Ihre Gemeingefährlichkeit hatten die besten Männer der katholischen Kirche bis dahin offen und ungestraft gegeißelt. Jetzt war es damit so schlimm geworden, daß der Staat, gerade um in Frieden mit der Kirche leben zu können, solche Zustände nicht länger thatlos mit ansehn durfte. Darum wurde

bestimmt, daß die zukünftigen Priester zuerst das Gymnasium mit dem Zeugnis der Reife absolvierten, sodann auf einer deutschen Universität drei Jahre lang theologischen Studien oblägen, endlich vor einer staatlichen Kommission (deren Mitglieder auch gelehrte Kleriker sein konnten) über Gegenstände der sogenannten allgemeinen Bildung geprüft würden, um zu beweisen, daß sie die deutsche Litteratur, die Geschichte und die Philosophie, insbesondre die Geschichte der alten und der neueren Philosophie, nicht gänzlich vernachlässigt hätten. Die Examinatoren wurden ausdrücklich angewiesen, in den Forderungen nicht zu weit zu gehen. Außerdem wurde von den Bischöfen die Zulassung einer staatlichen Inspektion ihrer Seminarien verlangt, nicht behufs irgendwelcher Einmischung in Sachen der kirchlichen Lehre, sondern um zu prüfen, inwiefern den Pflichten gegen das Vaterland und die nationale Geistesbildung daselbst Genüge geschähe. Die kirchlichen Strafmittel, in Betreff derer die Päpstlichen schon vorher über die Ungunst der Zeit klagten, wurden durch die neuen bürgerlichen Gesetze noch etwas weiter eingeschränkt. Es wurden Bestimmungen getroffen über die Höhe der Geldbußen, über die Lokalität der kirchlichen Haft; niemand durfte länger als drei Monate wegen Verletzung der Disciplin daselbst eingeschlossen werden. Den Superioren wurde die Anwendung von Schlägen gegen die Kleriker untersagt. Da die preußischen Jesuiten und ihre Gesinnungsgenossen auf das Recht, Prügel anzuwenden, soviel Gewicht legten, so erschien wohl dies Gesetz ihnen ganz besonders drakonisch. Ferner verbot man den Bischöfen

den mehr und mehr eingewurzelten Mißbrauch, daß sie fast nur zeitweise die Priester mit dem geistlichen Amt betrauten, wodurch diese gänzlich von dem Willen ihrer Oberen abhingen. Außerdem wurde denselben
82 auferlegt, vor der Berufung eines Priesters in eine Stelle, der obersten Provinzialbehörde Anzeige zu machen, was in anderen deutschen Staaten so wie in Österreich stets Brauch geblieben war. Jetzt erwies sich die Wiedereinführung derselben Maßregel in Preußen als notwendig, damit die staatlichen Beamten besser über die Erfüllung der auf die Kirche bezüglichen Gesetze wachen könnten. Endlich wurde ein kirchlicher Gerichtshof eingerichtet, mit der Befugnis, Geistliche ihres Amtes zu entsetzen, welche die Gesetze des Staats beharrlich überträten. Sämtliche Verordnungen wurden 1873 im Landtag beschlossen und im Monat Mai erlassen. Von den nachher getroffenen Einrichtungen war die bedeutsamste die obligatorische Civilehe.

Die löbliche und gute Absicht dieser Gesetze, welche die Notlage eingab, wird niemand leugnen, es sei denn, daß er den Sieg des jesuitischen Geistes in der römischen Kirche und dessen von uns geschilderte schlimmen Früchte, die blaspheme päpstliche Apotheose und das knechtische Joch auf christlichem Nacken gutheißt und billigt. Wohl verstanden wollen wir damit nicht alle Gesetze ohne Ausnahme als notwendig und als weise oder als in allen ihren einzelnen Formulierungen, so wie in der Art ihrer Durchführung tadellos hinstellen. Das ist unter sterblichen Menschen, und wären ihre Lenker die größten und von den edelsten Absichten gelei-

teten Geister, billigerweise nicht zu erwarten; zumal nach einem furchtbaren Kriege, in einem eben erst ins Leben gerufenen Reich, das noch der Begründung und Befestigung seiner Institutionen bedurfte, und dessen Staatsmänner durch die verschiedenartigsten Geschäfte und Gefahren auf allen Seiten in Anspruch genommen waren. Nach ruhmvollen Schlachten kann, wer in Muße daheim die taktischen Bewegungen der Armeeen auf der Karte verfolgt, leicht einige untergelaufene Fehler entdecken und darf sich dennoch nicht einbilden, er würde es besser gemacht haben, wenn er mitten im Gefecht gestanden hätte. Diesen Maßstab muß man auch an die Entwürfe und Beschlüsse legen, welche im Kampfe mit der vatikanischen Kirche von den politischen Gewalten Deutschlands und Preußens gerade so gefaßt wurden, wie es der Moment erheischte. Den Ruhm der Unfehlbarkeit will sich der Staat nicht beimessen. Man hat mehr als einmal zugestanden, daß die Maigesetze, ihre Anerkennung im ganzen von römisch-katholischer Seite vorausgesetzt, im einzelnen verbesserungsfähig seien. Einiges ist ja auch schon in ihnen gemildert. So dürfen denn, weil man einmal zu ihnen Stellung nehmen muß, nach so vielen andern auch wir unsere sorgfältig erwogene Ansicht darlegen.

Zunächst pflichten wir der Ansicht unbedenklich bei, wonach den Maigesetzen ein größerer Erfolg gesichert gewesen wäre, wenn in der Formulierung gewisser Punkte Preußen eine ähnliche Vorsicht und Behutsamkeit wie Österreich beobachtet hätte. Dadurch hat dieser Staat, wie jene urteilen, obwohl seine Gesetzesbestim-

mungen inhaltlich teilweise schärfer sind, größere Stürme
83 bis jetzt vermieden. Letzteres ist allerdings zu einem Teile der schlauen Überlegung der Kurie zuzuschreiben, welche vorläufig am Kampf mit Deutschland genug hatte. Andererseits trug indes in der That die Behutsamkeit der österreichischen Staatsmänner bei zu diesem Erfolg. Dahin rechnen wir besonders dies, daß auch dort zwar dem Staat aufs stärkste das Recht gewahrt ist, rebellische Kleriker ihrer Ämter zu entsetzen; jedoch in einer Weise, daß jeder Schein einer Durchbrechung alter Gerechtsame der katholischen Hierarchie vermieden wurde.[1] Um nämlich in dem Staate, dessen Schutz die Kirche genießt, seines Amts rechtmäßig zu warten, bedarf jedweder Bischof der staatlichen Approbation. Vergeht er sich gegen die Gesetze des Staats, so hat dieser unzweifelhaft das Recht, seine Einwilligung zurückzuziehn und kann von der Kirche verlangen, daß sie ihrerseits den Bischof von seinem Posten entferne und einen andern dahinsetze. So lange dies nicht geschieht, erkennt die Regierung den Prälaten nicht als einen rechtlich sein Amt verwaltenden an. Diese Principien befolgte Österreich, als es sich infolge der vatikanischen Beschlüsse genötigt sah, einige neue Gesetze zu geben, in deren Formulierung. Dieselben Principien galten eigentlich auch in Preußen seit den Zeiten des großen Kurfürsten, und es ist auffällig, wie ihr Gewicht gegenwärtig den Räten der Krone entging. Denn in dem neuen Gesetz ist die Forderung enthalten, daß, wenn der „staatliche Gerichts-

1) Karl Hase a. a. O. S. 48.

hof zur Entscheidung kirchenpolitischer Sachen" einen Bischof abgesetzt hat, das Domkapitel, unter der Voraussetzung der kirchlich-bindenden Kraft des Urteilspruchs, sofort einen neuen Bischof wählen soll. Der Gesetzgeber bedachte nicht, daß diese Bestimmung auch das Gewissen nicht jesuitisch gesonnener Katholiken verletzen mußte. Dies war der einzige Fall, in welchem mit Grund ein Eingriff in specifisch-kirchliche Rechte dem Staat zum Vorwurf gemacht werden konnte. Aber man hätte dazu auch nicht ein einzigesmal Anlaß geben sollen.[1]

Während man also hier nicht bloß ohne Nutzen sondern sogar zu eignem Nachteil in rein kirchliche Angelegenheiten eingriff, vermied man ängstlich, ohne doch darin ganz konsequent sein zu können, andere kirchliche Fragen, deren offene Besprechung auch für das Staatsinteresse förderlich gewesen wäre. Der Grund hierfür liegt auf der Hand. Denn schon kamen sowohl der deutsche Reichstag als der preußische Landtag wegen der vielen auf die Religion bezüglichen Verhandlungen in den Ruf, einer Synode ähnlich zu werden. Es ist daher nicht verwunderlich, daß der große Kanzler von der Behandlung innerkirchlicher Fragen möglichst wenig 84
wissen wollte. Er, für seine Person, bekannte laut und offen seinen christlichen und evangelischen Glauben. Als Staatsmann aber folgte er der neueren Theorie,

---

1) Obiger Abschnitt ist vor der kirchenpolitischen Novelle von 1880 verfaßt, durch die der begangene Fehler korrigiert wurde.

wonach der Staat möglichst außerhalb jeder auf die Einzelkonfession bezüglichen Frage Stellung nehmen soll. Ein anderes Verhalten schien unter den obwaltenden Umständen unthunlich, zumal in einem Lande wie Preußen, wo die Römisch-Katholischen das Urteil des evangelischen Ministers eines evangelischen Monarchen über ihre eignen Ansichten und Dogmen übel vermerken mußten. Deshalb betonte der Reichskanzler, es handle sich um eine Machtfrage, nicht um eine religiöse. Das Dogma gehe ihn gar nichts an, das überlasse er anderen. Allein gerade die Äußerungen dieser Art, die vom Centrum, besonders von Windthorst, begierig aufgegriffen und mit Erfolg verwertet wurden, scheinen uns nicht recht glücklich gewesen zu sein. Allerdings handelte es sich um eine Frage der äußeren Macht, welche die Kurie sich in der Weise Bonifaz' VIII. über den Staat anmaßte, und der Staat ihr nicht zugeben konnte. Aber zur Erreichung dieser Macht griff jene nach geistlichen Waffen, stützte dieselbe mit Dogmen und legte die proklamierten Dogmen den Gläubigen auf. Daher sprachen einsichtige Altkatholiken nicht mit Unrecht ihre Verwunderung darüber aus, daß der Fürst-Reichskanzler sich nicht ganz konsequent bleibe, indem er einerseits die Jesuiten vertreibe, andererseits jedoch die jesuitischen Fundamentaldogmen ruhig der gesamten Kirche auferlegen lasse, ja sogar selber ihnen zu öffentlicher Geltung zu verhelfen bereit scheine, wenn nur Bischöfe und Centrum in gewissen äußeren Dingen dem Staate Gehorsam leisteten. Und doch bedarf der Staat, um den neuen Angriff der ganz jesuitisch gewordenen Kurie

abzuschlagen, neben der äußeren Macht, die er von Rechtswegen ausübt, selber der Unterstützung durch geistige Waffen. Daher eben die Gesetze über die Schulen und die Ausbildung der Kleriker. Auch als es sich um die Einsetzung des kirchlichen Gerichtshofes handelte, hob Falk hervor, der Staat sei zu dieser strengen Maßregel durch den Syllabus genötigt worden. In der That aber war nicht der vor vielen Jahren publicierte Syllabus der Grund, sondern die vatikanischen Beschlüsse, welche jenem eine so ungeheure Bedeutung verliehen hatten. Aus dem allen erhellt, wie die Männer an der Spitze des Staats den Gegensatz gegen das neueste Dogma gar nicht vermeiden konnten, so lästig das ihnen auch sein mochte. Freilich, wie ihm in der rechten Weise entgegentreten, das war die sehr schwierige Frage.

Man möchte meinen, selbst nach Beendigung des Concils wäre noch ein Ausweg aus den schlimmen Wirren, die vielfach so deutlich vorausgesagt waren, möglich gewesen. In Bayern, wo das Königliche Placet bestand, verbot die Regierung die Proklamation des neuen Dogma, war aber zu ohnmächtig, die Bischöfe in Zaum zu halten, als diese dasselbe in einfacher Nichtachtung des Gesetzes verkündigten. Sie hätte vielleicht mehr ausgerichtet, wenn sie, anstatt die Hilfe des deutschen Reichs zu einem Gesetz gegen Mißbrauch der Kanzel (welches bekanntlich wenig genützt hat) in 85
Anspruch zu nehmen, vielmehr verlangt hätte, daß dem Vatikanum jegliche Giltigkeit im Gesamt-Gebiete des Reichs abgesprochen werde. Das wäre vielleicht nicht

unerreichbar gewesen, wenn auch Preußen wenige Jahrzehnte zuvor auf das staatliche Placet mit übel angebrachter Großmut verzichtet hatte. Es hinderte ja nichts, daß es die vatikanischen Dekrete einfach zurückwies, welche die Lage der römischen Kirche so von Grund aus verändert hatten, daß auch Österreich das Konkordat nicht aufrecht erhalten zu können erklärte. Friedrich der Große verweigerte die Annahme des Patronats über den Orden der Jesuiten, als Ricci ihn darum ersuchte; in Schlesien, wo sie vornehmlich mit der Erziehung der Jugend sich beschäftigten, glaubte er, wie er selbst sagt, sie dulden zu sollen, weil er den Religionsstand in jener Provinz unverändert zu lassen feierlich zugesagt hatte. Heute konnte Preußen erklären: So vieles Gute ist der katholischen Kirche hier zu Lande nur unter der Bedingung gegeben und für die Zukunft zugesagt, daß die Kurie die Lage jener Kirche völlig unverändert belasse. Wenn man in diesem Sinne gemeinschaftlich mit Bayern die Anerkennung der vatikanischen Dekrete verweigert hätte, so wäre Hoffnung vorhanden gewesen, daß auch die übrigen deutschen Staaten, ja das deutsche Reich, diesem Beschlusse beigetreten wären. Eine ähnliche Auffassung stellten auch wirklich Bayern, Preußen und Baden, jedes für sich, öffentlich auf, aber nicht konsequent genug, und nur zum Schutze der Altkatholiken, die im Stich zu lassen die Ehre der Staaten nicht erlaubte; im übrigen sah man ruhig zu, wie das neue Dogma mit seiner staatsfeindlichen, unruhstiftenden Tendenz auf dem Wege der List und des Zwanges im Lande verbreitet wurde, gerade als ob man auch hier

jenes alte Mönchssprichwort befolgen wollte: „Laß die Welt gehn, wie sie geht.“ Die Nachkommen werden einst nicht glauben wollen, daß in der preußischen Rheinprovinz, im Jahre 1871, es geschehn konnte, daß einem sterbenden Altkatholiken, dem ausgezeichneten Kirchenhistoriker Fr. W. Kampschulte von einem Parochus, der selbst ans neue Dogma nicht glaubte, die Sterbesakramente verweigert wurden aus Furcht vor dem Bischof; daß eine der frommsten und lautersten Frauen, Amalie von Lasaulx, todkrank von der Ordenssuperiorin, einer Ausländerin, die aus Frankreich herbeigeeilt war, auf die grausamste Weise aus ihrem Hospital in Bonn ausgetrieben wurde. Da hieß es, den Principien widerstehn, öffentlich erklären, die Meinung über die päpstliche Unfehlbarkeit sei nach wie vor nichts als eine private Meinung, und keiner dürfe zu ihrer Annahme gezwungen oder um ihrer Ablehnung willen exkommuniciert werden. Man mußte vom Papst fordern, daß er, wie es einst in manchen Territorien gestattet war, über gewisse tridentinische Beschlüsse Schweigen zu beobachten, so auch jetzt in Deutschland über das Vatikanum zu schweigen erlaubte, was in der ersten Zeit nach dem Concil mit Hefele so viele wünschten. Verweigerte Pius dies nach seiner gewohnten Hartnäckigkeit, so hatte der Staat nach den Gesetzen der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit ein Recht, von sich aus seinem Klerus ein jenen Grundsätzen entsprechendes Verfahren 86
aufzuerlegen. Weit besser noch wäre es gewesen, wenn wegen Nichtachtung solcher Vorschriften die Bischöfe ins Gefängnis gesetzt wären, als daß wegen wiederholter

kleinlicher Vergehen gegen die Maigesetze dieselbe Strafe ihnen zudiktiert wurde, weil sie die ungeheuren Geldbußen zu zahlen nicht imstande waren. Denn die Notwendigkeit hierfür sah die Menge nicht sogleich ein und durchschaute die frevelhafte Zähigkeit von Kurie und Klerus nicht, womit diese lieber die Parochien ihrer Hirten beraubt sehn wollten, als dem Kaiser geben, was des Kaisers war. Um so leichter schenkte man denen Glauben, welche, während sie in Wahrheit für die päpstliche Weltherrschaft und die zu deren Gunsten gefaßten neuesten Concilbeschlüsse kämpften, lediglich darum Verfolgung zu leiden behaupteten, weil sie die alten priesterlichen und bischöflichen Rechte gegen staatliche Omnipotenz verteidigten. Beriefen diese sich dabei doch schlau genug auf jene einzelnen wirklich verfehlten Bestimmungen der Maigesetze, die wir angedeutet haben, und ließen darnach alles andere in gehässigstem Lichte erscheinen. So setzte sich allmählich im Volke die Überzeugung fest, daß sie und ihre Priester unter dem Vorwande ganz äußerlicher und kleinlicher Dinge mit ausgesuchter Härte und Mißgunst von den Behörden behandelt würden. Gleichzeitig wurden die principalen Fragen, um die sich der Kampf eigentlich drehte, möglichst zurückgeschoben und dem Verständnis entzogen. Hätte man sie doch vielmehr entschlossen in den Vordergrund gestellt! Solche Schändlichkeiten, wie die gegen Amalie von Lasaulx begangenen, hätten zu dem Gewissen der Leute reden müssen; die Widersinnigkeit des neuen Dogma, wieder und wieder vor Augen geführt, hätte sich vielen klarer aufgedrängt; die vermessenen Phantasieen des

Syllabus, durch das neue Dogma bestätigt, wären als mit vollem Recht durch die Staatsregierungen zurückgewiesen erkannt worden.

Auf diese Weise konnten auch die Anklagen vermieden werden, welche der Staat wegen seines unbilligen Verhaltens gegen die evangelische Kirche, zuweilen in übertriebener Weise, aber doch nicht ohne Grund, erlitten hat. Nämlich dasselbe Verfahren, welches wir gelegentlich der Schulinspektion bemerkten, wurde hernach auch in anderen Gesetzen eingeschlagen. Man gestand zu, daß die evangelische Kirche zu neuen Verordnungen keinerlei Anlaß gebe. Dennoch mußte sie sich lästige und teilweise sogar für sie schädliche Gesetzesbestimmungen gefallen lassen. Das sogenannte Princip der Parität wurde so angewandt, daß wenn die eine Kirche gerechten Anlaß zur Klage und zum Einschreiten gegeben, die andere mit den gleichen Maßregeln bedacht wurde. Und das gefiel den Feinden aller Religion überaus wohl. Zwar suchte Falk in seiner wirklichen Anhänglichkeit an die evangelische Kirche, was ihr um der Staatsraison willen an Rechten entzogen war, durch Verleihung einer lang ersehnten und von lange her vorbereiteten, freiheitlichen Synodal-Verfassung, soweit die Umstände es gestatteten, zu ersetzen, und dafür wird ihm, wie ich glaube, die Nachwelt einst besser danken, als die über sein Werk in die verschiedensten Meinungen auseinandergegangenen Zeitgenossen. Jedoch damit konnte er den zugefügten Schaden nicht alsbald wieder gut machen. Hätte er und seine Ratgeber die Konsequenzen richtig durchschaut, sie

würden vielleicht in manchen Punkten vorsichtiger zu
87 Werke gegangen sein. Allerdings gereicht den preußischen Staatsmännern zur Entschuldigung, daß sie unter dem Drang der Verhältnisse nicht zögern konnten: man mußte handeln und hatte niemand, der in Vertretung der Lebensinteressen der evangelischen Kirche einen anderen Weg zeigte. Es gab wohl auch kaum jemand, der die verschiedenen Möglichkeiten, die in dem Verlauf so verwickelter Verhältnisse sich ergeben konnten, im voraus zu überblicken vermochte. Von den protestantischen Abgeordneten im preußischen Landtage war eine Minorität teils aus überspanntem konservativem Interesse, teils weil sie Welfen oder auch Pseudolutheraner waren, dem Centrum günstig; fast alle anderen standen auf Seiten des Ministeriums und waren mit diesem der Ansicht, die betreffenden Gesetze müßten, um sie durchzubringen, auf beide Kirchen angewandt werden, die ganze Sache sei lediglich nach dem formalen Recht zu behandeln, jede Erwähnung des neuen Dogma, wie von der Debatte, so von der Beschlußfassung nach Möglichkeit fern zu halten. Wie wenig dies gefruchtet hat, ist bekannt. Die Anhänger der Kurie, indem sie dem formalen Recht gegenüber das Dogma von der päpstlichen Omnipotenz als unfehlbares geltend machten, ergingen sich immer aufs neue in Klagen darüber, daß durch die neue Gesetzgebung das Dogma zwar nicht offen, aber desto hinterlistiger untergraben werde. Viele Protestanten, auch die, welche von der neuen Schuld der Kurie überzeugt waren, standen, da sie die Kampfesweise des Staates härter denn billig verurteilten, verdrossen oder

grollend von ferne. Hieraus erwuchs dem streitenden Staat selber mehr Nachteil, als man gewöhnlich glaubt. Denn in einem auf die Religion bezüglichen Kampfe bedurfte er des Beistandes evangelischer Glaubenskraft. Daran erinnerte in Italien ein genauer Kenner unserer deutschen Verhältnisse und ein Patriot, der beseelt ist von dem Wunsche wechselseitiger Handreichung, welche beide Nationen durch die einer jeden eigentümlichen Vorzüge einander thun sollen. Rafael Mariano beklagt es, daß unser Staat in dem aufgezwungenen Streit mit dem Papsttum seines Ursprungs uneingedenk nicht genügendes Zutrauen in den Protestantismus gesetzt habe, vielmehr, durch das übel angebrachte Paritätsprincip verleitet, sich auf einen Kampf um äußere Dinge zurückgezogen und darüber seinem höheren historischen und idealen Recht geschadet habe; hätte er von diesem Gebrauch gemacht, er hätte einen heilsamen Einfluß auf die katholische Welt, vornehmlich auf Italien ausüben können![1] Bei diesen Worten des Italieners erinnern wir uns an die Antwort Kaiser Wilhelms auf das päpstliche Schreiben, die von einem ebenso kräftigen als besonnenen und friedfertigen evangelischen Geiste zeugte und auch von fernen Völkern mit Ehrfurcht und lebhafter Zustimmung aufgenommen wurde. Wäre es möglich gewesen, in demselben evangelischen Geiste den ganzen sogenannten Kulturkampf zu führen, vielleicht hätten sich eher die Hoffnungen derer verwirklicht, welche nach dem

1) Cristianesimo, Cattolicismo e civiltà p. 433. In der deutschen Ausgabe S. 301.

vatikanischen Concil eine der Erasmischen ähnliche katho-
88 lische Kirchenreform ersehnten. Und zwischen denen, die heute wie Erasmus denken, und denen, die auf dem Standpunkte Luthers stehen, ist, meine ich, wenn auch beide Teile sich noch nicht völlig vereinen können, doch nicht abermals der feindselige Zwist zu befürchten, der vor dreihundert Jahren die Geister entflammte.

Soviel über dasjenige, wobei, wie auch uns scheint, auf preußischer Seite in dem gewaltigen bis jetzt entbrannten Kampfe nicht mit hinlänglicher Umsicht und Voraussicht verfahren sein dürfte. Wir bemerken noch einmal ausdrücklich, daß durch derartige Fehler, die in der großen Schwierigkeit der Sachlage ihre Entschuldigung haben, das principielle Recht des Staates in dem Kampfe keineswegs beeinträchtigt wird. Die Obrigkeit kämpft für ihre von Gott verordnete Gewalt. Sie trägt das Schwert nicht umsonst; denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut,[1] auch über den obersten Pontifex und seine Vikare und Diener. Sie streitet für das Evangelium, wie für die wahre geistige Kultur, die beide nur mit der Wahrheit bestehen können, gegen diejenigen, welche Theiner Apostel der Lüge nannte. Sie tritt endlich der Macht entgegen, welche, wie wir sahen, in dem Bestreben Christum und Belial mit einander zu reimen, heute mehr als vielleicht jemals vorher, geleistet hat.

---

1) Röm. 13, 1 ff.

Die Reste christlicher Religion, die in Roms Anhängern noch vorhanden sind und auch im gegenwärtigen Conflikt hier und da hervorleuchten, wollen wir dabei keineswegs verkennen. Es giebt noch Leute im Volke, die in ihrer einfachen, schlichten Frömmigkeit sich nichts Böses von der heiligen Mutter Kirche versehen, den Priestern als Vertretern Gottes treu-gläubig Gehorsam leisten und so alle ihre Forderungen zu erfüllen bereit sind. Es giebt ebenso Priester, welche in gleicher Herzenseinfalt ihrem Bischof gehorchen und darum gewisse staatliche Anordnungen ohne irgend welchen Fanatismus beiseite lassen. Sie nehmen Strafen und Armut, da den unfolgsamen durchs Gesetz das Einkommen entzogen wird, geduldig und schweigend hin, verrichten ruhig und eifrig ihr Amt, und unterdrücken den Ausbruch heftigerer Gefühle, wenn diese einmal sich regen sollten. Dem neuen Dogma haben sie sich unterworfen, die einen mit Hefele unter schweren innern Kämpfen, die andern, die jüngern zumal, mit größerer Leichtigkeit. Übrigens bekümmern sie sich über der Sorge für ihre Herde wenig um das, was sie nicht unmittelbar angeht. Im engen Kreis ihrer täglichen Verrichtungen sehen die meisten von ihnen die schlimmsten Seiten von Roms Tyrannei gar nicht oder vergessen sie leicht. Die einsichtigeren unter ihnen erkennen sogar manches Berechtigte in den Schriften der Altkatholiken an. Ich habe mich persönlich davon überzeugen können, wie hier und da einer über Reusch's so milde als ernst gehaltenes Buch, welches gegen die deutschen Bischöfe als Begünstiger des krassesten Aberglaubens

gerichtet ist,[1] sich zustimmend aussprach. Und gewiß billigen es ihrer viele im Herzen nicht, daß ihre Bischöfe die sämtlichen Maigesetze verworfen haben, und es nicht als christliche Pflicht erkennen, das Wenige, was mit dem Gewissen unvereinbar, in denselben aufzuzei-
89 gen, im übrigen aber sich, wie es der Apostel Paulus vorschreibt, ehrerbietig zu unterwerfen. Manche haben sich in diesem Sinne auch offen ausgesprochen. Einer von ihnen, namens Martens, Seminardirektor in der Diöcese Culm, wollte lieber auf sein Amt verzichten, als mit seinem Bischof dem Staat auch in den Stücken Opposition machen, welche ihm der Papst anderwärts bereitwillig zugestehen läßt. So gesinnten Männern legten die fanatischen bischöflichen Trabanten den gehässigen Namen „Staatskatholiken“ bei. Aber auch andere, welche über jene Männer nicht mit der gleichen blinden Leidenschaft urteilten, hielten sich selbst doch zum Gehorsam gegen ihre Bischöfe in allen Stücken verpflichtet, da diese Gott allein für ihr Verhalten verantwortlich wären. Bisweilen hatten sie auch für den Eigensinn der kirchlichen Oberen eine Entschuldigung, bei welcher sie sich auf die Theorie gewisser Pseudolutheraner beriefen, daß es sich hier nämlich um einen beherzten löblichen Widerstand gegen falsche Staatsomnipotenz handele. Die Einheit der Kirche, so sagte man ferner, müsse durch den Gehorsam aller guten Katholiken gegen ihre Oberen um so fester behauptet werden, als bei den

---

1) Die deutschen Bischöfe und der Aberglaube, Bonn 1879. Vgl. Er. red. p. 7.

Protestanten nach einer verbreiteten Ansicht die Freiheit gerade darin bestehe, ungehindert von der Kanzel die Lehren des Evangeliums und der evangelischen Kirche selbst anzugreifen und in den Schulen die geistige Bildung wieder auf den Standpunkt eines gewissen Heidentums zurückzuführen. Das ist die aufrichtige Meinung vieler Priester; und wir leugnen nicht, daß ihr von manchen phrasenhaften Verfechtern des Protestantismus, des Staats und der Kultur nicht selten ein Schein der Berechtigung geliehen wird. Was insbesondere die Kultur anlangt, so haben wir selbst darauf hingewiesen, daß jener Geist, welcher die katholische Kirche unter das vatikanische Dogma geknechtet hat, allerdings notwendig zur Barbarei allmählich führen müsse. Jedoch giebt es eine glückliche Inkonsequenz, durch welche in ganzen Genossenschaften und in einzelnen Menschen trotz eines verderblichen Princips noch ein Rest von unverdorbener Gesundheit zurückbleibt. So kann unter Umständen bei vielen von denen, welche mit verschiedenem Maß der Aufrichtigkeit sich dem Vatikanum unterworfen haben, noch mehr von wahrer Kultur vorhanden sein, als bei so manchem, der im Namen der Kultur gegen die vatikanische Tyrannei heftig eifert, und dabei selber blinden Vorurteilen andrer Art unterworfen ist. Gewiß ist jedwede gesunde Geschichtsforschung durch das neue Dogma einfach ertötet. Wer an ihr vor dem großen sacrificio dell' intelletto einen Anteil hatte, muß der geschichtlichen Wahrheit jetzt mit Hefele in beklagenswerter Weise Gewalt anthun. Anders verhält es sich dagegen mit der Naturwissenschaft. Auf verschiedenen

Gebieten derselben hat z. B. der berühmte Jesuitenpater Angelo Secchi dermaßen sich hervorgethan, daß er, zumal in Verbindung mit einer nicht zu unterschätzenden philosophischen Bildung, nicht wenigen deutschen Naturforschern überlegen war. Denselben Studien, wie auch der Sprachwissenschaft, widmeten sich manche Jesuiten in Bonn. Bei einem Besuch im Kloster Laach
90 fand ich einen mir bekannten Jüngling mit der griechischen Lektüre des Aristoteles beschäftigt, zu dessen Verständnis er nicht bloß den Thomas von Aquino, sondern auch die trefflichen Bücher von Trendelenburg, Brandes und Zeller benutzte. Ich bemerke noch, daß von jenen Unsittlichkeiten, deren man die Jesuiten, wie wir sehen, des öfteren geziehen hat, dort nichts bekannt geworden ist. Auch mochten viele Jünglinge daselbst von den Absonderlichkeiten der Laacher Stimmen eines Schneemann ziemlich weit entfernt sein.

Aber gerade je anerkennenswerter derartige Symptome sind und je mehr sie christlichen Geist verraten, um so auffallender ist die traurige Inkonsequenz und Charakterlosigkeit derjenigen Katholiken, welche, obgleich sie mit solchen besseren Regungen einen gewissen Einblick in die Verhältnisse verbinden, dennoch die entsetzliche, wahrhaft antichristische Verblendung vieler ihrer Genossen im Kampf mit dem Staate sich still gefallen lassen. Denn diese suchten so vielen Christen ein unerhörtes, man möchte sagen, eisernes Joch eben dadurch auf den Nacken zu zwängen, daß sie mit den verwerflichsten Mitteln den verwerflichsten Krieg führten. Um den Mut ihrer Truppe zu entflammen und sie zum

blinden und stummen Gehorsam gegen das vatikanische Idol zu gewöhnen, wandten sie alle jene Sorten von Aberglauben an, welchen die Bischöfe duldeten, ja begünstigten; besonders mußten jene fingierten Wundererscheinungen, die plötzlich in Deutschland, wie vorher in Frankreich, auftauchten, den Glauben an die magischen Kräfte des infallibeln Papsttums stärken helfen. Die Kunstgriffe, durch welche das Marpinger Wunder fabriciert wurde, hat die unbeugsame Rechtlichkeit der preußischen Gerichte aufgedeckt und vielen frommen Katholiken zu ihrer Verwunderung die in der römischen Kirche vorhandene „große Schule der Lüge" enthüllt, durch welche Kinder und Greise, Männer und Weiber verderbt wurden. Und doch konnten die Bischöfe trotz der außerordentlichen Machtvollkommenheit, die sie besitzen, auch nachher sich nicht überwinden, diesen Fiktionen mit gehörigem Nachdruck entgegenzutreten! Infolge dessen begannen hervorragende Männer, ehemals ausgesprochene Verteidiger des römischen Stuhls, der Ansicht sich zuzuneigen, der jüngst in Baden ein ausgezeichneter Philosoph, Friedrich Michelis, dieserhalb von dem Freiburger Bischofsstuhl angeklagt, Ausdruck gegeben und sie vor dem bürgerlichen Gericht durch den Erweis der Wahrheit siegreich behauptet hat. „Die römische Kirche" (so sagte er, sie von der katholischen Kirche wohl unterscheidend) „kann bei uns nur noch durch die Lüge bestehen." Es diente aber die Lüge einem dämonischen Haß, womit fanatische und verdrehte Menschen gegen die Zeugen der Wahrheit ankämpften. Als daher kirchlich wohlverdiente Männer auf dem Sterbebett geplagt

und beunruhigt wurden, brach Amalie v. Lasaulx wenige Monate vor ihrem Tode in die Worte aus: „Ist's nicht, als ob wir in den Zeiten der Christenverfolgungen lebten?“ Der oben erwähnte westfälische Dichter, der aus nächster Nähe solche Schändlichkeiten beobachtete, zeichnet in jenem Bischof einen Mann, dem seine Kirche selbst wegen ihrer wahrhaft heidnischen Nichtachtung des Gewissens am Ende wie ein zweiter Diocletian erscheint. In Ostpreußen war der oben ge-
91 nannte Philosoph nebst mehreren Gymnasiallehrern in der Weise geächtet worden, daß den Römisch-Katholischen verboten ward, auch nur ein Wort mit ihnen zu wechseln. Nachmals schrieen die Urheber so unverschämter Verfolgungen, als der Staat sie an derartigen Maßregeln mit nur zu großer Milde verhinderte, diesen selbst als einen andern Diocletian aus. Die wütendsten Hasser Preußens und Deutschlands, die mit bäurischen Schimpfworten um sich zu werfen verstanden, waren die in Bayern besonders florierenden Volksrädelsführer, der Schrecken ihrer eigenen Behörden, dagegen dem Papste sehr angenehm und für die Feinde des Reiches ermutigend. Sie sahen auf ihre Kampfesbrüder in den Berliner Parlamenten wie von oben herab, als auf zaghafte, ja zweifelhafte Persönlichkeiten; mehr als einmal überhäuften sie dieselben mit Schmähungen von fast unglaublicher Grobheit, als wären sie durch preußische Vorspiegelungen betrogene und erkaufte Buben. Im Vergleich mit diesem plumpen Train und Troß der großen Armee sind allerdings die Centrumsmänner in ihren Reden noch sehr höflich und gemäßigt. Sie be-

dienten sich öfter so vorsichtiger Umschreibungen der Infallibilität, daß fast kein Unterschied bemerkbar schien zwischen ihnen und den Altkatholiken. In einem oder dem anderen lebte noch etwas von Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande. Auch die Gefühle mancher ihrer preußischen Fraktionsgenossen suchten sie schonend zu behandeln. So waren sie durch ihr schlaues Verfahren in Deutschland die Hauptstärke der päpstlichen Heeresmacht und gleichsam das Centrum der ganzen großen Masse. Jene Troßknechte allein hätten den Kampf nicht lange bestanden; sie wurden als mitunter lästige, jedoch für den Dienst trefflich brauchbare Hilfstruppe ertragen.

Im übrigen aber trugen die Männer des Centrums nicht minder wie jene das Ihrige dazu bei, die wütende Leidenschaft des großen Haufens zu schüren. Ja ihr Einfluß war der stärkere, da sie neben ihrem Eifer für das Ansehn der Kirche den Ruhm der Bildung und der politischen Umsicht genossen. Wenn sie wegen der Vertreibung der Jesuiten Krieg auf Tod und Leben dem Reiche ansagten, wenn sie unter dem Schutz parlamentarischer Redefreiheit die grobe Unwahrheit verbreiteten, die Maigesetze seien zur Vernichtung der Kirche erdacht, so hallten ihre Worte durch den Mund zahlreicher Hetzkapläne in den römisch-katholischen Vereinen fort. Durch solche Aufhetzungen wurde Kullmann, der Nachfolger früherer wohlbekannter Werkzeuge des jesuitischen Geistes, mit demselben Gift wie jene inficiert und zu einem Mordversuch auf den Fürsten-Reichskanzler in Kissingen angestachelt. Nach seiner Ergreifung gestand er sofort, er sei nur wegen der Maigesetze und wegen der Unge-

rechtigkeiten gegen das Centrum, „das auch seine Fraktion sei", zu dem Attentat veranlaßt. Ohne jedes Gefühl von Reue meinte er, daß viele andere hinter ihm ständen, die zu gleicher That bereit wären. Nicht umsonst hatte er gewisse Versammlungen besucht. So hatte er in Salzwedel aus dem Munde des Priesters vernommen, daß die gegenwärtigen Christenverfolgungen unerhört und mit gar nichts zu vergleichen seien. „Der jetzige Krieg sei ein Kampf gegen Hölle und Teufel; hier müsse der Verein in diesem Kampfe Attaque
92 machen." [1] Daß dergleichen Hetzereien den Zweck gehabt hätten, Menschen zum Meuchelmord zu treiben, fällt niemandem ein zu behaupten; allein der Geist, aus welchem einst das Geschlecht der Mörder eines Wilhelm von Oranien und eines Heinrich IV. geboren ist, wurde jetzt wiederum genährt. Dieser Geist hätte in unserer Zeit unter unseren Landsleuten nicht so mächtig werden können, ohne die Beihilfe des Centrums. Als daher einer aus dessen Mitte, der bekannte Jörg, am 4. Dezember 1874 das Kissinger Attentat ohne alle Veranlassung in einer Rede im Reichstag erwähnte und die allgemeine zornige Erregung über dasselbe bespöttelte, als ob ein großer Teil der Nation, dieser Nation von Denkern, um der That eines verrückten Menschen willen, selber von Sinnen gekommen sei, erwiderte ihm der Kanzler, nach Darlegung des Thatbestandes: „Verstoßen Sie den Mann, wie Sie wollen, er hängt sich

1) Wilh. Müller, politische Geschichte der Gegenwart VIII, 241.

doch an Ihre Rockschöße." Man vergesse auch nicht, daß derselbe Geist den eifrigsten Römlingen eingab, eine Verbindung mit den Fanatikern der Umsturzpartei, die unter der roten Fahne marschieren, zu suchen und für berechtigt zu erklären. Zum unvergänglichen Gedächtnis solchen Benehmens dienen die Worte, welche der Mainzer Kanonikus und Centrumsgenosse Moufang, derselbe, welcher Clemens XIV. im Parlamente so schnöde herabzog, in einer Zeitung veröffentlichte, um sich für seine Kandidatur zum deutschen Reichstag die Stimmen der Socialdemokraten zu erwerben.[1]

In diesen Wirren boten wieder und wieder das allertraurigste Schauspiel die deutschen Bischöfe dar. Selbst die besseren, dem Papste durch schwere Eide verpflichtet, nötigten mit der Zeit den Staat, strengere Maßregeln gegen sie zu ergreifen. Allmählich fanden sie Gefallen am Kampfe, gerade als ob sie fürchteten, nach geschlossenem Frieden und allgemeiner Beruhigung der Gemüter werde ihr wenig ehrenhaftes Verhalten dem Volke offenbar werden. Auch die schlechtesten Kampfmittel, die wir oben bezeichneten, fanden bei ihnen nie die gebührende Zurückweisung. Die Friedensvorschläge der staatstreuen Katholiken wie die gewissenhaften Mahnungen der Altkatholiken wiesen sie aufs

---

1) Am 4. August 1878. Vgl. Wilh. Müller a. a. O. XII, 46; Preuß. Jahrbücher 1880 II S. 434. Die verächtlichen Äußerungen des Kanonikus über Clemens XIV. stehen in den Verhandlungen des deutschen Reichstages (stenogr. Berichte) 1872 I S. 372.

heftigste zurück. Dagegen folgten sie den für sie unehrenhaftesten Befehlen der Kurie mit stummem Gehorsam oder gar mit Worten, wie man sie aus dem Munde von Knechten erwartet. Freilich mochte auch ein Bischof nur ein ganz klein wenig zur Milde neigen — und war er auch der Kurie sonst noch so angenehm, er wurde sofort aufs strengste von ihr gemaßregelt. Ein denkwürdiges Beispiel hierfür bleibt Martin von
93 Paderborn. Ein geistig beschränkter Mann, von mäßiger Gelehrsamkeit, jedoch gewandt mit der Feder, in seinem Lebenswandel sonst intakt, nur nicht gerade ein Freund der Wahrheit, hatte er die päpstliche Unfehlbarkeit bereits vor dem Concil angenommen: der Gesinnungswechsel hatte sich bei ihm früher als bei andern vollzogen. Daher glänzte er unter denen, die mit der Redaktion des Dogma betraut wurden. Hefele beschrieb ihn, wie er im Gefühl seiner Würde durch den Saal des Concils schritt, „als ob er alle in der Tasche hätte." Der Cardinal von Luca aber rief aus: „Möchten doch alle deutschen Bischöfe dem Paderborner gleichen." Nichtsdestoweniger schien er den hitzigsten Zeloten und dem Papst selber immer noch zu milde. In seinem Ärger, es keiner Partei recht machen zu können, wünschte er einstmals, daß doch die Garibaldianer kämen und das Concil auseinandertrieben! Selbstverständlich war er dennoch mit dem Ausgang des Concils nicht minder zufrieden als der Papst. Er erwies sich als einer der glühendsten Verteidiger der vatikanischen Dekrete. Soviel wir wissen, hat er zuerst den Staat wegen seines Widerstandes gegen die papi-

stische Verschwörung mit Diocletian, dem Verfolger der Kirche, verglichen. Doch hatte er bei alledem aus zarter Jugend noch einen Rest von preußischer Vaterlandsliebe sich bewahrt. Er äußerte daher in einer seiner Schriften, die römisch-katholischen Beamten in Preußen könnten nicht verdammt werden, wenn sie nach Amt und Pflicht die Maigesetze ausführten. Sofort wurde diese Schrift von der Kongregation des Index verboten, „bis sie korrigiert worden sei." Der Verfasser besorgte deshalb eine verbesserte Auflage, mit dem Bemerken, er sei inzwischen belehrt worden, was der heilige Stuhl über jenen Punkt dächte. Seiner Autorität werde er nie widersprechen.

Wir haben Ursprung und ersten Verlauf des noch andauernden Papstkrieges geschildert, der, während man bei uns umsonst auf Frieden wartete, auch auswärts entbrannte und um sich griff. Die Gründe, warum er zuerst in Deutschland eine heftigere Gestalt annahm, sind oben angegeben. Inzwischen spielte Pius ohne es zu merken die Rolle eines alten römischen Tyrannen in christlichem Gewande, wozu er durch Gestalt, Gesten, äußeres Gebahren sehr geeignet war und außerdem von den Kurialen und Jesuiten, nachdem sie sich seiner einmal zur Ausführung ihrer Pläne bemächtigt hatten, gut angeleitet wurde. Diese waren für ihn auch in dem Kriege gegen Deutschland die Ratgeber, und sozusagen die Regisseure der Tragödie. Wie völlig der Papst in ihren Händen war, davon zeugt schon sein wundersames Geständnis, wenige Tage vor dem verhängnisvollen Concilsbeschluß noch nicht gewußt zu haben,

um was es sich handle, wie dies nach dem Zeugnis des Erzbischofs Scherr oben erwähnt worden ist. Die Freiheit, nach deren Schatten er im Anfang seiner Herrschaft haschte, hat er niemals recht begriffen. Wenn auf dem Concil die namhaftesten Männer ihm zu widersprechen und auf die Größe der Gefahr aufmerksam zu machen wagten, so verstand er nichts von ihren Worten, als wären sie für ihn in ganz fremden Zungen gesprochen. Weder von der Gegenwart, noch von der geschichtlichen
94 Vergangenheit besaß er eine genauere Kenntnis. Wie unfähig er war, göttliche und menschliche Dinge zu beurteilen, erhellt am klarsten aus seinem Briefe an den Kaiser Wilhelm. Er war so thöricht und ungeschickt geschrieben, daß Kardinal Manning behauptete, er sei untergeschoben, viele bei uns wenigstens in der Annahme einer überaus schlechten Übersetzung eine Art Entschuldigung suchten. Die gleiche innerliche Unbildung und Urteilslosigkeit bewies er in zahlreichen, oft überaus abgeschmackten Ansprachen, zumal in denen, in welchen er den evangelischen Kaiser mit gewissen alten barbarischen Herrschern verglich. Er hatte keine Ahnung davon, daß Kaiser Wilhelm die Beihilfe der tüchtigsten Männer dankbar und ohne die mindeste Eifersucht annahm, jedoch so, daß er jeden Rat, der gegeben ward, sorgfältig und gewissenhaft prüfte und das Wohl des Ganzen dabei im Auge hatte. Pius selber dagegen, auf seine Ehre mehr als auf das allgemeine Wohl bedacht, war, ohne daß er es merkte, ein Werkzeug in den Händen schlauer, aber gar nicht durch Genialität hervorragender Leute, und das zu dem Ende, eine Herrschaft zu errich-

ten, in welcher sie die Zügel führten, welche aber auch ihm so ausnehmend gefiel, daß er lieber gewollt hätte, die Welt ginge unter, als seine Befehle könnten auch nur der geringsten heilsamen Modifikation unterworfen werden. So beraubte er zahlreiche Sprengel ihrer gottesdienstlichen Ordnung, nur weil er der preußischen Regierung nicht zugestehn wollte, was er doch in anderen Ländern bewilligte: die Anzeigepflicht der Bischöfe bei der Ernennung von Priestern. Das waren Dinge, die, wie Benedikt XIV. einst von den Thaten der Jesuiten sagte, „nicht ohne großes Verderben der Seelen und nicht ohne Verwunderung der Nationen“ geschehen konnten. Man versteht, wie wahr die Prophezeihung des damals noch nicht geknechteten Hefele war, dieser Papst werde die gesamte Kirche verwüsten. Das war übrigens nicht selten auch die innerste Herzensmeinung derer, welche „um des Friedens und der kirchlichen Einheit willen“ sich dem neuen Dogma unterworfen hatten. Als einer derselben, ein greiser Priester, nach so manchen anderen den Versuch machte, auch die todkranke Amalie v. Lasaulx zu gleichem Friedensschluß zu bekehren, legte er ihr die Frage vor: ob sie aus einem großen und schönen Schiff, wenn dasselbe in Brand geriete, sich auf einem jämmerlichen Brett ins Meer lassen würde? Sie gab lächelnd zur Antwort: wenn man doch einmal umkommen müsse, wolle sie noch lieber durchs Wasser, als durchs Feuer sterben. Die fromme Christin bemerkte recht wohl die Wahrheit, die dem seltsam gewählten Bilde des guten Priesters zu Grunde lag. Es brannte wirklich auf Petri Schiff, oder, um

ein biblisches Bild zu gebrauchen, in der Stadt Zion. Der Brand eines großen Kampfes, auf Anstiften der Kurie vom Papst mit eigner Hand entzündet, griff immer weiter um sich. Wer in Deutschland nur ein klein wenig Friedensgedanken verriet, etwa wie die Staatskatholiken oder auch nur wie der Paderborner Bischof, wurde alsbald verdächtigt und gemaßregelt. Unwillkürlich gedenkt man hierbei jenes ungeheuren Brandes, den einer der Cäsaren verursacht haben soll um des Ruhmes willen, die neue aus der Asche entstehende Stadt nach seinem Namen zu nennen. Vergebens wälzte er seine Schuld auf die Schultern der Christen ab, weil unvergessen blieb, was er selbst während des Brandes geredet oder gethan, oder was andere in seinem Namen vollführt hatten; unvergessen die Drohungen derer, welche das Löschen zu verhindern trachteten, indes andere Brandfackeln schleuderten unter Ausdrücken, die bezeugten, wer der eigentliche Auftraggeber sei. „So", sagt Tacitus, „war weder durch menschliche Mittel noch durch Sühnopfer für die Götter die Schande abzuwälzen, daß man an einen anbefohlnen Brand glaubte." Mit dieser That dürfen wir den Schaden vergleichen, der, zu unsrer Zeit von Rom ausgegangen, einen großen Teil der Kirche verwüstet hat. Indes spielte der Papst seine angenommene Rolle ernsthaft weiter. Angesichts des furchtbaren Brandes, mit tragischem Affekt seine Unschuld an soviel Unglück beteuernd, klagte er andere an. Für schuldig am entbrannten Kriege erklärte er einzig und allein die evangelischen Christen. Einen so gewissenhaften Herrscher wie

den deutschen Kaiser verglich er als den vermeintlichen Verwüster der Kirche bald mit Nebucadnezar, bald mit Attila. Während er selbst durch unheilvolle Verfolgungen rechtschaffner Menschen die Gewissen niedertrat und „abschlachtete“,[1] erhob er Wehklagen über die gegen ihn und die Kirche ausgebrochne Verfolgung und ließ sich von Schmeichlern mit dem unschuldig leidenden Heiland vergleichen. Im prächtigsten Palast, inmitten aller Annehmlichkeiten des Lebens, in vollkommenster Freiheit zu gehn und zu kommen, wie er wollte, suchte er beim Volke den Glauben an seine Gefangenschaft zu erwecken, ja ihm denselben mit Gewalt einzuprägen. Daß ein solcher Mann der Verwüster seiner Kirche, wenn auch ohne sein Wollen, geworden ist, wird eine unbefangene Geschichtsschreibung niemals ableugnen können. Seine besseren Seiten haben wir oben angedeutet und werden gern anerkennen, was von ähnlicher Art andere mit gutem Grunde hinzuzufügen vermögen. Auch das haben wir nicht unterlassen zu zeigen, wie er auf einen verhängnisvollen Posten gestellt, nicht durch eingewurzelte Bosheit, sondern durch eine gewisse Eitelkeit und Beschränktheit in die Rolle des römischen Tyrannen gefallen ist. Wenn es aber Leute giebt, die dem Lebenden bereits den Beinamen des Großen beizulegen gewagt haben (welcher Ehre er bei den Nachkommen selbst hoffte teilhaftig zu werden), oder wenn andere, einer abergläubischen Gewöhnung huldigend, jetzt davon reden, er müsse selig oder heilig gesprochen werden, so verfallen diese

1) Ausdruck Hefele's vor seiner Unterwerfung.

Art Leute, mögen sie zu Rom etwas durchsetzen oder nicht, entweder wegen ihrer Schmeichelei der Verachtung, oder wegen ihrer Unvernunft dem gerechten Spott.

Auf Pius IX. folgte ein ihm sehr ungleicher Papst, der durch mannigfache Erfahrung sich eine gewisse Selbstbeherrschung aufzulegen gelernt hatte. Noch ehe jemand daran dachte, daß ihm einmal die höchste Würde in der Kirche zufallen sollte, bezeichnete Bonghi, dem man doch nicht zuviel Gunst gegen die Priester vorwerfen kann,
96 Pecci als einen unter den Kardinälen durch Tüchtigkeit und Energie hervorragenden Mann. In der Verwaltung von Provinzen des Kirchenstaats empfahl er sich durch einen dort ungewöhnlichen Gerechtigkeitssinn und Festigkeit des Auftretens, als Legat bei Leopold, dem König der Belgier, erwarb er sich dessen besondere Achtung und Wertschätzung; endlich bewies er als Bischof von Perugia, wo er lange und in aufgeregten Zeiten wirkte, eine Sittenstrenge, Klugheit und emsige Thätigkeit, die ihm auch die Herzen derer gewann, welche in ihren Ansichten weit von ihm entfernt waren. Bei seiner Erhebung auf den römischen Stuhl wurde er von vielen aus dem Grunde freudig begrüßt, weil er den Eifer für das Christentum mit dem für die Wissenschaften, eine wahre Frömmigkeit mit wahrer Geistesbildung glücklich zu vereinen schien. Das wurde in Kreisen verschiedener Völker als etwas Neues bei einem Papste hoch gepriesen. So überhäufte eine große liberale Pariser Zeitung, die gegen den Voltarianismus wie gegen den Klerikalismus gleicherweise Front machte, das Journal des débats, den neuen Papst mit den höchsten Lob-

sprüchen, weil er früher als Bischof in mehreren Hirtenbriefen für die Pflege der freien Künste und Wissenschaften, wie die Zeit sie fordere, warm eingetreten sei. In diesen Briefen wird nicht allein auf Plato, Cicero, Terenz, Juvenal, sondern auch auf Kepler, Montesquieu, Franklin, Foscolo und andere Bezug genommen. Dante, dem strengen Richter des verderbten Papsttums und Hasser der weltlichen Papstherrschaft, zollt Leo XIII. eine ungeteilte Bewunderung und empfiehlt ihn den Theologen. Ja in seinen Hirtenschreiben finden sich Stellen, welche uns Protestanten mehr als vielleicht manche Priester in Rom ansprechen. Er schärft diesen als bis dahin allzusehr vernachlässigt eine Pflicht ein, welche unter wahrhaft evangelischen Christen für eine Sache von größter Wichtigkeit jederzeit gehalten ist. Sehr eindringlich ermahnt er nämlich die Pfarrer der ewigen Stadt, den geistlichen Reden Fleiß und Gewissenhaftigkeit zuzuwenden und den Gläubigen Jesum Christum zu predigen. Auch den Volksschulen, die in Rom in arger Verfassung waren, fing er, den dortigen Protestanten nacheifernd, an, seine Unterstützung zuzuwenden.

Dieser Papst also erweckte eine Zeitlang, ähnlich wie sein Vorgänger Pius, in vielen lebhafte und frohe Erwartungen. Man hoffte, der ehrwürdige Greis werde, irdischen Sorgen und Erwägungen abhold, der Verkündiger einer höhern Wahrheit und Gerechtigkeit unter den zerspaltenen Parteien der Völker werden. Viele Wünsche wurden laut, er möge mit derselben Weisheit, die er schon unter so manchen Stürmen des Lebens bewährt hatte, zwischen Staat und Kirche wenn

auch nicht einen vollkommenen Frieden, so doch einen Modus vivendi herstellen. Er gab auch gegen manche ausgezeichnete Katholiken von der freisinnigeren Art eine ganz andere Gesinnung als Pius IX. kund. Montalemberts Andenken ehrte er. Er zeigte sich des früheren Umgangs mit Felix Dupanloup eingedenk. Veuillot wurde von ihm scharf zurechtgewiesen. Sogar Döllinger suchte er in ehrenvoller und freundlicher Weise wieder
97 zu sich zurückzurufen. Schon zitterten die Päpstischen vor Maßnahmen gegen die Pläne der Jesuiten und des vorigen Papstes unwiderrufliche Dekrete. Allein bald genug zeigte sich, daß diese nichts zu fürchten und jene andern zu früh gehofft hatten. So viel Stärke des Mutes und des Geistes besaß auch ein Leo nicht, um in wichtigeren Sachen plötzlich einen neuen, von dem Vorgänger abweichenden Pfad zu beschreiten oder gar die schon alte Krankheit der Kirche zu durchschauen und Abhilfe zu schaffen. Mochte er immerhin zu einzelnen Ansichten liberalerer Katholiken sich billigend verhalten, niemals würde er auch dem besten und einsichtigsten zugestanden haben, daß an den kirchlichen Wirren Rom zum großen Teil die Schuld trage. Er schenkte in merkwürdiger Geschichtsunkenntnis den Fabeln Glauben, wonach der Socialismus und andere ungeheuerliche Verirrungen Ausgeburten der Reformation des XVI. Jahrhundert sein sollen. Die tiefgewurzelten Schäden seiner Kirche durchschaute er dagegen nicht. Und wenn er je etwas davon schärfer erkannt hatte, so ist auch hier die Tradition der römischen Kurie stärker als des Papstes bessere Einsicht gewesen. Daß sein unfehlbarer Vor-

gänger manche Fehler gemacht hatte, entging ihm nicht; aber dessen thörichte und blaspheme Anmaßung, so wie die daraus entsprungenen Nachteile für das christliche Gemeinwesen scheint er nie genügend ins Auge gefaßt zu haben. Den Verstorbenen zu tadeln schien ihm gegen die Pietät zu verstoßen, über ihn gänzlich zu schweigen verbot das Decorum, da nach der Schreibweise der Kurie seiner mehrfach Erwähnung gethan werden mußte. Mithin stimmte er in die überschwänglichen Lobeserhebungen ein, welche die Schmeichler des Abgeschiedenen im Munde führten. Er hatte zwar das Gefühl, Schritte zum Frieden mit den Staatsregierungen thun zu müssen, und das baldmöglichst, weil bereits viele Kirchen verödet standen, zum Leidwesen jener Regierungen selber, denen Pius einst im Zorn die Absicht der Vernichtung der katholischen Kirche untergeschoben hatte. Um so mehr wäre es schon um des Seelenheiles so vieler Menschen willen angezeigt gewesen, recht bald und offen auszusprechen, welche Concessionen man den über jene fälschlichen Vorwürfe mit Recht empörten Vertretern des Staates zu machen gedenke. Aber der Gepflogenheit der Kurie gemäß hielt man es für anständiger und würdevoller die begonnenen Verhandlungen hinzuziehn. Erst ganz kürzlich hat Leo in einem Schreiben an den ungelehrtesten aller deutschen Bischöfe, den Erzbischof von Köln, ein Zugeständnis gemacht, welches der Paderborner, als zuverlässigster Dolmetsch, immer schroff abgewiesen hatte, daß nämlich etwas von dem, was in den neuen staatlichen Gesetzen vorgeschrieben ist, unbeschadet des Gewissens erfüllt werden könne. Wäre diese Con-

cession früher erfolgt, so konnte vielleicht viel Unheil für die Kirchen vermieden werden. Allein auch jetzt war diese Erklärung nicht eine klare und unumwundene, sondern sie wurde mit kluger Berechnung versuchsweise hingeworfen. Es zeigte sich eben wieder, daß die Kurie religiöse Dinge nicht mit geistlicher sondern mit weltlicher Klugheit zu behandeln pflegt. So ist es schon oft geschehn, daß auch bessergeartete Päpste, weil sie nicht energisch genug waren, um unwürdigen Dienern zeitig zu widerstehn, bei diplomatischen Verhandlungen auf trügerischer und lügenhafter Fährte erfunden wurden. Auch Leo scheint die bedenklichen Schritte seiner Diener,
98 besonders in Belgien, oft nicht klar genug durchschaut zu haben. Um so mehr hat der eiserne Kanzler auf der Hut zu sein, daß Deutschland nicht abermals, wie schon so oft im Lauf der Jahrhunderte, betrogen werde. Denn möchte auch die Kurie sich zu gewissen Concessionen und einigen Opfern herbeilassen, so würde sie immerhin einen in der Art geschlossenen Frieden als großen Gewinn ansehn, wenn dabei die Autorität der neuen vatikanischen Dogmen in der römisch-katholischen Kirche nunmehr auch seitens der weltlichen Obrigkeit ausdrücklich anerkannt und das Recht derer, die jene Neuerungen verwerfen, abgeschwächt oder gar aufgehoben würde. Die Verderblichkeit einer solchen Gegenleistung des Staats aber müßte jedem in die Augen fallen, der in der Harmonie staatlicher und kirchlicher Ordnungen eine Hauptbedingung für die gesunde Gestaltung des Volkslebens sieht. Denn jene Harmonie kann bei dem Zustande der römischen Kirche, wie sie aus dem vatikanischen Concil

durch eine mächtige Umwälzung hervorgegangen ist, nie und nimmer erzielt werden. Denselben Zustand meint aber auch Leo zähe aufrecht erhalten zu sollen. Also wird er kaum einen Waffenstillstand für einige Zeit zuwege bringen, geschweige denn einen dauernden Frieden schließen; vielmehr wird auch er den Samen zu neuen Kämpfen in die Welt streuen. Zur Freude aller Kurialen that er dies bereits, als er die Ansprüche auf jene allerkläglichste weltliche Herrschaft wieder hervorholte, von deren Unvereinbarkeit mit dem himmlischen Amt des wahren Bischofs schon Dante gesungen, deren Beseitigung durch die Fürsten Laurentius Valla forderte, als er die große Lüge von der Konstantinischen Schenkung enthüllte, und deren Schuld am Ruin Italiens und der Kirche schon Francesco Guicciardini dargethan hat.

Nach tragischer Notwendigkeit, so scheint es, ist also auch Leo XIII. auf den abgetretnen Weg der römischen Kurie wieder eingelenkt, auf welchem soviele seiner Vorgänger der Welt ein mitunter großes, aber für christliche Augen von Tage zu Tage trauriger werdendes Schauspiel gegeben haben. Wollten gebildete und der römischen Kirche aufrichtig ergebene Männer, ja wollte der Papst selber jenen Weg einmal mit kritischem Blick und wahrhaft christlichem Sinne sich genauer betrachten, sie müßten die Notwendigkeit einer jetzt endlich durchzuführenden Reform, wie sie einst nach so manchen anderen nicht nur Erasmus und seine Freunde, sondern auch viele der alten Kirche treuergebene Fürsten umsonst gefordert haben, auch ihrerseits anerken-

nen, wenn anders sich die Möglichkeit eines römischen Primats noch länger vor dem Forum der Christenheit behaupten soll. Aber leider hat man auf jener Seite gerade hierin von jeher das Licht ganz besonders gehaßt. Man hätte gerade in diesem Stück nur gar zu gern (um noch einmal Tacitus' Worte zu gebrauchen) „die Stimme und das Gewissen der Menschheit beiseite geschafft, und, wenn es anginge, mit der Stimme auch die Erinnerung vernichtet." Man kann sich daher nicht wundern, daß in Italien die unseres Wissens erste kritische Geschichte des Papsttums von der päpstlichen Censur unterdrückt wurde. Ihr Verfasser war der große Francesco Guicciardini, der sie dem vierten Buche seiner Geschichte einverleibte. Das berühmte Werk konnte nach des Verfassers Tode nicht anders ediert werden, als mit Weglassung jenes Teils. Erst im folgenden Jahrhundert unternahm es einer von Guicciardinis Nachkommen, außerhalb Italiens eine lateinische Übersetzung des unterdrückten Stückes herauszugeben, indem er in der Vorrede bemerkte, die Blätter würden wie
99 Trümmer aus einem Schiffbruch oder besser, wie Überreste aus einem Scheiterhaufen, nachdem man sie leichenräuberischen Händen entwunden, der Öffentlichkeit übergeben.[1] Endlich wurde vor hundert Jahren das ganze Werk, das auch noch an vielen andern Stellen von den Censoren arg verstümmelt worden war, zum erstenmal vollständig zu Florenz in italienischer Sprache

1) Abgedruckt Heideggeri historia Papatus Amstel. 1682 p. 581 — 598.

gedruckt, jedoch auch da noch mit Bezeichnung einer fingierten deutschen Officin.[1] Die gleiche Scheu vor der geschichtlichen Wahrheit lebt noch bis heut in den Anhängern der Kurie. In den Schulen, in den Priesterseminarien zumal, werden die alten Fabeln über die Geschichte des Papsttums, soviel es nur irgend angeht, eifrig immer wieder aufgewärmt. Natürlich werden dann von also zubereiteten Priestern noch krassere Unwahrheiten dem armen Volke aufgetischt. Trotzdem schreitet die historische Wahrheit, nachdem sie nunmehr drei Jahrhunderte hindurch immer weiter und tiefer ans Tageslicht gefördert ist, auch unter den romanischen Völkern langsam aber sicher fort. Ihr Sieg wird um so gewisser sein, je mehr ihre Vorkämpfer die wahrhaft christlichen und rühmenswerten Momente in dem Gedanken und in den Erfolgen des kirchlichen Primats gewissenhaft hervorheben, und nicht bloß das Schlechte und geradezu Antichristische, das sich daran angehängt hat, mit einem gerechten, doch leicht das Maß überschreitenden Zorne ans Licht ziehen. Letzteres gilt meines Erachtens teilweise sowohl von Guicciardini, der freilich zwei ganz profan gesinnten Päpsten gedient hatte, als von manchen Altkatholiken, welche durch Roms neueste Gewaltsamkeiten aus der römischen Kirche ausgestoßen wurden. Ihr Sinn stellt sich in dem „Janus" dar, einem Büchlein von bewundernswerter Gelehrsamkeit und einem bleibenden Denkmal des heißen Geisteskampfes. Ich

1) „Friburgo appresso Michele Kluch 1775" 4°. Die Geschichte des Papsttums steht dort im 1. Bande S. 385—395.

selbst habe in dem auf dies Kapitel folgenden Abschnitt meines größeren Werks die Geschichte des Papsttums nur insoweit vorgeführt, als es für das Verständnis der Erasmischen Reformgedanken erforderlich war. Ich bin dabei bemüht gewesen, sowohl ohne Parteilichkeit Licht und Schatten zu unterscheiden, als in der Darstellung der großen durch die Jahrhunderte hindurchgehenden Entwickelung nach Kräften Kürze mit lebendiger Anschaulichkeit zu vereinigen.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

GAYLORD BROS.
MAKERS
SYRACUSE, N.Y.
PAT. JAN. 21, 1908

BX1536 .S344
Der deutsche Gewissenskampf gegen den
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00056 6192